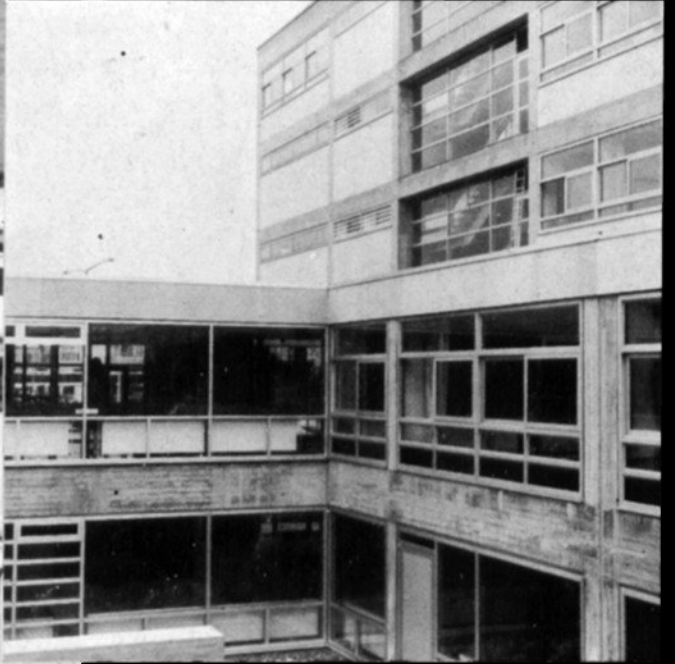
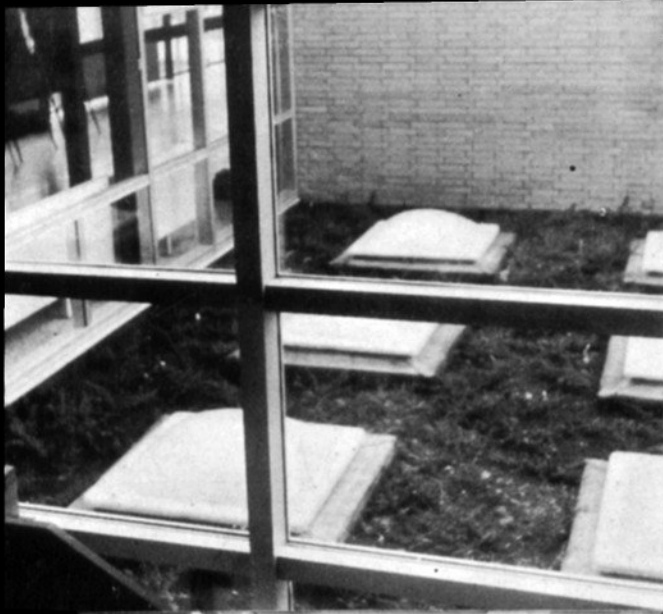


# der kreise!

Schulzeitung des Gymnasiums an der Kurt-Schumacher-Allee



---

## Liebe KREISEL-Leser!

Mit Beginn des neuen Schuljahrs hat auch die Redaktion unserer Schulzeitung gewechselt. Von der jetzigen 13m haben wir, d.h. die 12a, sie übernommen. Mit sehr viel Freude sind wir an diese Aufgabe herangegangen. Wir werden uns bemühen, sie ebenso gut wie unsere Vorgänger zu erfüllen, und hoffen, daß es uns mit Hilfe von Herrn Rinck, der den „Kreisel“ auch dieses Jahr betreuen wird, gelingt.

Der letzten Redaktion gebührt an dieser Stelle noch einmal ein großes Lob für die viele Mühe, mit der sie im letzten Jahr den „Kreisel“ für unsere Schule zusammengestellt hat.

Doch wir wollen den „Kreisel“ nicht allein machen, darum bitten wir unsere Mitschüler: schreibt Artikel! Unter-, Mittel- und Oberstufe sollen alle an unserer Zeitung beteiligt sein, denn schließlich soll es eine Schulzeitung werden. Vor jeder Ausgabe wollen wir eine Redaktionssitzung einberufen, um Euch über das Leitthema zu informieren und Euch andere Themenvorschläge zu machen. Selbstverständlich könnt Ihr jederzeit eigene Ideen bringen.

Wir hoffen, daß Ihr uns helfen werdet, denn, das haben wir bei unserer ersten Nummer gemerkt: Die Herstellung einer Schulzeitung macht nicht nur Spaß, sondern auch viel Arbeit.

Die Redaktion

# Berichtigung!

In unserer letzten Ausgabe unterliefen uns leider folgende Fehler:

1. In Preußen galt das Zensuswahlrecht von 1849–1918.
2. Der Artikel über die SR-Fahrt nach Worpswede wurde von Brigitte Lange, ehemals 12m, geschrieben.

# Grußwort

Der Einzug des ehemaligen Gymnasiums Karlstraße in das neue Schulgebäude an der Kurt-Schumacher-Allee bedeutet für Lehrer und Schüler der Schule einen neuen Abschnitt und großen Fortschritt.

Es freut mich, daß Sie aus diesem Anlaß eine Nummer Ihrer Zeitung unter das Thema "Unsere Schule - früher und heute" stellen wollen.

Eine Schulzeitung bildet nicht nur ein Bindeglied zwischen Eltern, Schülern und Lehrern, sondern auch zwischen der Vergangenheit und der Zukunft einer Schule.

Der "Kreisel" hat in den 12 Jahren seiner Tätigkeit oft bedeutsame Themen wie "Schulbau", "Bremer Universität" oder "Deutsche Teilung" mutig aufgegriffen und behandelt. Wenn Sie mit dieser Nummer auch im engeren Bereich Ihrer eigenen Schule bleiben, so wird daran doch zugleich ein Schritt in der Entwicklung des bremischen Schulwesens sichtbar.

Sorgen Sie an Ihrer Stelle mit dafür, daß das schöne neue Gebäude eine Stätte der Begegnung und fairen Auseinandersetzung wird und daß aus dieser Schule junge Menschen hervorgehen, die den Anforderungen unserer Zukunft gewachsen sind.

Bremen, 20. September 1968

  
Senator

# SCHULSPRECHERWAHL

Am 1. Juli fand - zum ersten Male am Ende eines Schuljahrs - die Wahl der neuen Schulsprecher statt. Wochen vorher schon war die Werbetrömmel geführt worden. Die alten Schulsprecherinnen hatten die in Frage kommenden Klassen angesprochen und ihnen geeignet scheinenden Mitschülern dies Amt schmackhaft zu machen versucht. Dabei hatten sie aber auch immer betont, wie ermüdend und unbefriedigend z. B. die Zusammenarbeit im ABS oft gewesen und daß da durchaus keine einfache Aufgabe zu übernehmen sei. Außerdem wurden Wahlplakate angefertigt, und die letzte Nummer des „Kreisel“ stellte die drei Kandidaten, die sich schließlich bereit erklärt hatten, mit Bild und ihren Ansichten über das zur Wahl gestellte Amt und seine Aufgaben vor: Sigrid Joans (11m), Thomas Schnepel (10a) und Hans-Joachim Liebers (10a) bemühten sich in ihren Artikeln nach Kräften, jeweils eine eigene Linie zu finden. Nach einer kurzen Vorstellung griffen sie sich ein oder zwei Punkte aus unserem Schulleben heraus und bauten ihre Pläne darauf auf. Natürlich konnten sie uns noch kein fertiges „Programm“ mit 20 Punkten bieten. Jeder Schulsprecher mußte sich bisher langsam in dies Amt finden und erkannte die Aufgaben, die es ihm stellte, erst nach und nach. Deshalb war es vielleicht zuviel verlangt, wenn auf der großartig angekündigten Wahl Diskussion nach dem sehr zufriedenstellenden Rechenschaftsbericht von Barbara Böttjer und Heitrud Schacht-schneider, die sich im vergangenen Jahr wirklich mit viel Mühe um unsere Schule gekümmert haben, wenn nach diesem detaillierten Bericht von den Kandidaten ein ebenso detailliertes Programm für das kommende Jahr gefordert wurde.

Inzwischen war noch Ralf Ludwig (12m) hinzugekommen, der sich zu spät entschlossen hatte, um noch im „Kreisel“ vorgestellt zu werden. Er trug als erster seine Ansichten über das Amt des Schulsprechers im nächsten Jahr vor. Mit sehr viel Elan sprach er sich dafür aus, „die Schule noch mehr zu demokratisieren“. Er führte das nur insofern weiter aus, als er erklärte, die Schüler müßten mehr Rechte bekommen, mehr in den Schulapparat eingeschaltet werden. Er ging offenbar mit viel Schwung an dies Amt heran, aber mir schienen seine Ideen, die er mit einem Hinweis auf sein politisches Interesse untermauerte, etwas zu radikal.

Diesem gewandten Vorredner war Hans-Joachim Liebers (10a) nicht gewachsen. Er versicherte einfach, er werde versuchen, die Schüler würdig zu vertreten und sich immer für sie einzusetzen, falls er gewählt werde. Er nannte keine großartigen Ziele und machte nicht viel Worte. Außerdem wurde er in den hinteren Reihen wegen seiner leisen Stimme sowieso schlecht verstanden.

Als dritte Kandidatin sprach Sigrid Joans (11m). Sie brachte als erste etwas klarere und geordnetere Gedanken zum Ausdruck. Man konnte erkennen, daß sie sich mit dem SR und der SMV befaßt hatte, bevor sie in diese Wahl Diskussion ging. Schon im letzten „Kreisel“ hatte sie erklärt, daß sie sich darum bemühen werde, die Tagesordnung von den SR-Sitzungen in allen Klassen auszuhängen, damit es nicht wieder zu solchen Pannen wie bei der Abschaffung des Schulfests kommen könnte. Zu den von Ralf so geforderten Reformen stellte sie sich abwartend.

Thomas Schnepel (10a) geriet zu schnell davon ab, seine Vorstellungen von der diesjährigen SR-Arbeit zu erläutern und ließ sich statt dessen dazu hinreißen, seine eigenen Ansichten über Schüler, Studenten und Ausbildungsmöglichkeiten sehr lebhaft auszusprechen. Ich glaube, er hat das während seiner Rede selbst gar nicht gemerkt, und deshalb war es auch gar nicht ganz fair, ihn auf der anschließenden „Diskussion“ darauf festzunageln und ihm Vermessenheit vorzuwerfen. Als er das hörte, wollte er wohl nachholen, was er vorher versäumt hatte, doch ließ ihn keiner mehr so recht zu Wort kommen. Es gab ein Geplänkel zwischen Schülerschaft und den Kandidaten, wobei letztere sich untereinander heftig angriffen. Schließlich, als es in der Turnhalle schon unruhig wurde, fragte Heiner Thormeyer (11m) nach den konkreten Vorstellungen und Zielen der Kandidaten. Darauf wußte aber keiner von ihnen eine befriedigende Auskunft. Sie erzählten viel davon, wie es eigentlich im ABS aussehen müßte und was alles erreicht werden könnte, doch

im Grunde waren dies alles nicht von ihnen allein zu verwirklichende Ideen und keine Antworten, die uns sagen konnten, wen wir wählen sollten. Ralf sprach weiter von Demokratisierung und Reformen, ohne sie näher zu erläutern, Hans-Joachim kam kaum noch zu Wort, Sigrid hatte schon alles gesagt, was sie dachte, und Thomas fühlte sich angegriffen und versuchte nur, seine Ausführungen zu verteidigen. Es fielen nur noch Schlagworte und leere Sätze, und die Zuhörer wurden immer ungeduldiger, obwohl Heiner durch geschickte Fragen die Kandidaten immer wieder zu einer vernünftigen Erklärung bringen wollte. Vielleicht war es auch zuviel von ihnen verlangt, genaue Vorstellungen oder gar ein Programm für dies Schuljahr vorzulegen. Jedenfalls kam nichts mehr bei dieser Diskussion heraus, es wurde ohne Sinn und Inhalt hin und her geredet, Kandidaten und Schülerschaft nervös und unsicher gemacht.

Ich glaube, diese Wahl ist nicht ganz glücklich, vielleicht sollten wir nach dieser unfruchtbaren Diskussion doch zum alten System mit den Wahlreden zurückkehren. Dabei wird zwar oft das gleiche gesagt, doch die Redner können nicht durch Zwischenfragen aus dem Konzept gebracht werden, sondern ihre Gedanken in Ruhe darlegen. Wir sind noch nicht genug „demokratisiert“, um eine ordentliche Wahl Diskussion zu führen. Nur wenn wir das in einem Jahr werden könnten, wäre es möglich, diese neue Art der Schulsprecherwahl beizubehalten. Alexandra Harloff, 12a

## Vorstand des SR

Am Sonnabend, dem 7.9.68, war die erste SR-Sitzung in diesem Schuljahr. Auf der Tagesordnung stand als erster Punkt die Wahl der neuen Vorstandsmitglieder.

Da Ralf Ludwig zu Beginn dieses Schuljahrs unerwartet in ein Internat ging, war zunächst der Posten des zweiten Schulsprechers zu besetzen. Der SR bestätigte Thomas Schnepel (11a), der bei der Schulsprecherwahl die dritthöchste Stimmenzahl bekommen hatte, in diesem Amt. Zuvor waren die Protokollführer gewählt worden. Auf Grund der überraschenden Anzahl von drei Kandidaten konnten in diesem Jahr sogar ein erster und zweiter Protokollführer gewählt werden: Brigitte Thiele (12m) und Helgard Mahrdt (11a). Stimmrecht hat diejenige, die in der jeweiligen Sitzung Protokoll führt. Für die übrigen Ämter stellte sich leider jeweils nur ein Kandidat zur Wahl. So wurden zum Kassenwart Reinhard Wuckel (11m) und Olaf Schnakenberg (12m) zum Sportwart gewählt. Wegen Abwesenheit der Kandidaten wurden die Ämter des Kultur- und des Sozialwartes noch nicht besetzt. Silke Maßmann (12m) und Birgit Altgelt (12m) kandidieren für diese Ämter. Eine etwas größere Auswahl an Kandidaten wäre zwar erfreulich gewesen, doch sind wir zumindest in der glücklichen Lage, jedes Amt besetzen zu können. Sigrid Joans, 12m



Inh. Carl Kettenburg

Jeden Sonnabend ab 20 Uhr

★ Tanz ★

Sonntags 16 Uhr Tanz- und Unterhaltungsmusik

ab 20 Uhr

★ Tanz ★

Empfehle mein Haus für Gesellschaften



# aus der Geschichte unserer Schule

## Dr. Marie Quincke

Am 10. Mai 1968 starb die Oberschulrätin i. R. Dr. Marie Quincke, früher Direktorin unserer Schule, der damaligen Oberschule für Mädchen an der Karlstraße, im 80. Lebensjahr. Was sie weit über die Grenzen unserer Schule hinaus für das bremische Schulwesen bedeutet hat, zeigt der Brief des Senators für das Bildungswesen an die Schwester der Verstorbenen:

Der Senator für das Bildungswesen Bremen, 14. Mai 1968  
Sehr verehrte Frau Quincke!

Heute erreicht mich die Mitteilung von dem Heimgang unserer ehemaligen Oberschulrätin Dr. Marie Quincke.

Vom Beginn ihrer Lehrtätigkeit in Bremen an hat sie sich in ihrer warmherzigen, besonnenen und sachlichen Art für die Entwicklung und Konsolidierung der Mädchenerziehung im bremischen Schulwesen eingesetzt. Bereits nach ihrem Eintritt in den bremischen Schuldienst wurde sie Mitglied der Prüfungskommission, vor der die jungen Mädchen nach dem 1. Weltkrieg die abgeschlossene Bildung eines Lyzeums nachweisen mußten. 1929 wurde ihr die Aufgabe übertragen, das Städt. Lyzeum im Westen aufzubauen. Sie hat als Direktorin an dieser Schule gewirkt, bis der Senat sie auf Grund ihres hervorragenden fachlichen und persönlichen Wirkens zur Direktorin der Oberschule für Mädchen in Bremen ernannte. Kein geringerer als Herr Bürgermeister Dr. Theodor Spitta führte sie im Februar 1933 in dieses Amt ein, in dem sie über alle Anfechtungen der folgenden Jahre hinweg mit Klugheit und Geschick entsprechend ihrer Überzeugung unserer Jugend diente. Nach dem Kriege hat sie sich in hingebungsvoller Arbeit dem Wiederaufbau des bremischen Schulwesens gewidmet, worauf Herr Senator Paulmann sie 1950 als Oberschulrätin in die Schulbehörde berief. Damit hatte sie mehr noch als zuvor Gelegenheit, für die selbst gestellte Aufgabe zu wirken. Auch an dieser Stelle erwarb sie sich dank ihrer Selbstlosigkeit, ihrer ausgeprägten sozialen Haltung und ihres Gerechtigkeitsempfindens die Wertschätzung der Mitarbeiter in Schule und Verwaltung. Der Entwicklung unserer Gymnasien gab sie wertvolle Impulse.

Mir wurde berichtet, daß sie auch nach dem Eintritt in den Ruhestand immer bereit war, mit Rat und Tat den Gymnasien und den jungen Menschen darin zu dienen.

Angesichts der Verdienste, die sich Frau Dr. Marie Quincke um die Entwicklung und den Aufbau der bremischen Gymnasien nach dem Kriege erwarb, ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen, sehr verehrte Frau Quincke, mein aufrichtiges Beileid auszusprechen.

Ihr (gez.) Moritz Thape

An vielen Schulen hat Frau Dr. Quincke gewirkt: zunächst von 1916 ab als Studienrätin an der neugegründeten Studienanstalt für Mädchen an der Kleinen Helle, dann 40-jährig zur Direktorin ernannt, an dem von ihr aufgebauten Lyzeum des Westens, von dem aus sie dann schon wenige Jahre später als Nachfolgerin von Frau Dr. Johanna Lürßen in die Leitung der „Karlstraße“ berufen wurde. Sie hat den Geist unserer Schule sehr wesentlich geprägt und es durch ihre starke Persönlichkeit verstanden, sehr verschiedenartige und stark ausgeprägte Charaktere in voller Freiheit zugemeinschaftlicher Arbeit zu vereinigen. Der Geist der Freiheit, der Kollegialität und der Hilfsbereitschaft war eine wesentliche Grundlage für das hohe Leistungsniveau und für das menschliche Zusammengehörigkeitsgefühl der „alten Karlstraße“, und jeder, der in diesen Geist hineingewachsen ist, fühlt sich verpflichtet, weiter danach zu leben und zu arbeiten und diesen Geist an unserer Schule zu erhalten, auch jetzt nach dem Umzug in die Neue Vahr.

Bis nach dem Kriege hat Frau Dr. Quincke unsere Schule

mit sicherer Hand geführt. Nach kurzer Tätigkeit an der Kippenberg-Schule wurde sie als von allen Seiten anerkannte und geschätzte Persönlichkeit zur Oberschulrätin ernannt. Dem Gymnasium Karlstraße hat sie sich aber immer noch als ihrer alten Schule verbunden gefühlt, und bis kurz vor ihrem Tode hat sie noch mit großem Interesse die Neubaupläne verfolgt, besonders den Aufbau der Fachräume, für die sie als Naturwissenschaftlerin am meisten Verständnis hatte. Leider ist es ihr nicht mehr vergönnt gewesen, den Einzug in die Schule mitzuerleben. Wir möchten aber, daß etwas von ihrem Geist mit einzieht in das neue Gebäude, und daß die junge Lehrer- und Schülergeneration sich ein Bild von der starken Persönlichkeit von Frau Dr. Quincke machen kann. Wir können mit Stolz sagen: „Denn sie war unser“, - und das verpflichtet uns alle.

Marie Quincke wuchs in einem ländlichen Pfarrhaus in Westfalen auf, in dem Hilfsbereitschaft, geistige Weite, Güte und Humor herrschten, und in dem klassische Musik zum Lebensinhalt gehörte. Die jüngste von fünf Geschwistern war fröhlich, energisch und zielbewußt und beliebt bei allen Menschen ihrer Umgebung. Nachdem sie in Westerkappeln die Grundschule absolviert hatte, besuchte sie die dortige Rektoratsschule, an der eingangsvorzüglicher Lehrer alle Fächer unterrichtete. Von dieser Zeit an hatte Marie Quincke Geigenunterricht und war bald aktives Mitglied bei der Hausmusik. Als sie auf die höhere Mädchenschule in Osnabrück kam, konnte sie eine Klasse überspringen.

Sie spielte gerne. Kein Baum war zu hoch, kein Spiel zu wild; gegen die Dorfjungen setzte sie sich energisch durch. Ihre Fußtritte waren gefürchtet. Als „Pastors Mariechen“ war sie überall bekannt. Zu ihren schönsten Kindheitserinnerungen gehörten die Fahrten mit „Onkel Doktor“ über Land, die Wege mit dem geliebten Vater in die weit verzweigte Gemeinde und vor allem am Nachmittag die Stunde, wenn der Vater Mozart und Beethoven spielte. So wurde ihre Musikalität früh geweckt und die Liebe zur Musik durch Singen und Spielen gefördert.

Bei der täglichen Eisenbahnfahrt zur Schule kam es vor, daß die kleine Marie sich etwas verspätete. Dann piff der Zug, und sie rannte mit fliegenden Zöpfen und Schnürbändern, um die Bahn noch vor der Abfahrt zu erreichen. Als ein Fahrgast sich eines Tages erkundigte, warum der Zug nicht abfuhr, sagte der Stationsvorsteher: „Pastors Mariechen ist noch nicht da!“ Und als die so bekannte und beliebte kleine Persönlichkeit dann erschien, hießes: „Länger als 10 Minuten können wir aber nicht auf dich warten!“

In Osnabrück konnten Marie Quinckes Interessengebiete gepflegt und erweitert werden durch den Naturwissenschaftlichen Verein, den Philharmonischen Chor und durch regen Gedankenaustausch mit den Klassenkameradinnen. Dank ihrer Klugheit, Güte und Fröhlichkeit war sie überall der lebendige Mittelpunkt des Freundeskreises. Bei Abschluß der Schule war sie noch zu jung für das Lehrerinnenseminar und mußte noch ein Jahr warten, das sie für ihre Weiterbildung gut zu nutzen wußte.

Nach Besuch des Lehrerinnenseminars bereitete Marie Quincke sich privat auf das Abitur vor, da Mädchen damals noch keinen Zugang zu den Gymnasien hatten. Sie arbeitete mit ihrem Vater Latein und Griechisch, mit ehemaligen Schulkameraden, die das Gymnasium besuchten, Mathematik, Physik und Chemie. Ohne viel Aufhebens meldete sie sich 1909 zur Reifeprüfung als Externe in Hildesheim und



bestand sie mit so gutem Erfolg, daß der vorher sehr ablehnende Direktor des dortigen Gymnasiums ihren Studienplänen plötzlich sehr positiv gegenüberstand. Die großen Brüder, die für das Abitur die normalen Jahre auf der Schulbank gesessen hatten, bestaunten die „kleine“ Schwester. Ihre Kühnheit quittierte der eine Bruder mit einem respektlosen Glückwunschtelegramm: „Es lebe Marie und die Frechheit“.

Nach dem Studium von Mathematik, Physik und Biologie an den Universitäten Bonn und München promovierte Marie Quincke „magna cum laude“ zum Dr. phil. (Physik) und bestand 1915 das Staatsexamen für das höhere Lehramt in drei Hauptfächern: Mathematik, Physik und Biologie mit Auszeichnung. Durch ihre Begabung und ihre schnelle Auffassung hatte sie neben dem Studium Zeit nicht nur zu ausgiebigem Musizieren, sondern auch, die Belange der Frauen zu vertreten und an allem politischen Geschehen lebhaften Anteil zu nehmen. In München wurde ihre Liebe zu Hochgebirgswanderungen geweckt. Solange es ihre körperlichen Kräfte zuließen, verbrachte sie auch später die Sommerferien im Hochgebirge und wanderte von Hütte zu Hütte und studierte dabei die Flora und Fauna.

Nach dem ersten Probejahr im Schuldienst wurde Dr. Marie Quincke das zweite Ausbildungsjahr erlassen, so daß sie bereits 1916 mit der Ausbildung fertig war.

Viele Freundschaften aus der Schul- und Studienzeit und aus den ersten Jahren im Schuldienst haben bis ans Lebensende bestanden. Eine befreundete Mitschülerin aus der Seminarzeit schrieb nach dem Tode von Frau Dr. Quincke: „Mariechen war unsere Klügste, in der Mathematik schlug sie selbst die Lehrer... Daß M. Karriere machen würde, wußten wir damals schon. Mit ihrem lebhaften Temperament, ihrer Begeisterungsfähigkeit, ihrem warmen Herzen eroberte sie die Menschen, mit ihrer Klugheit das Denken und Wissen, mit ihrer Musikalität die Violine.“

Viele Freundschaften sind im Laufe der langen Berufsjahre dazugekommen. Die Quinckesche Wohnung in der Schönhofenstraße war bald ein Zentrum für einen großen Kreis von Menschen, besonders für aktive Musikanten, die mit den beiden Schwestern Quincke Quartett spielten.

Frau Dr. Quincke war ein Mensch, der sofort eine Atmosphäre des Vertrauens um sich verbreitete, ob sie als Direktorin oder später als Oberschulrätin in Klassen hospitiierte oder als Regierungsvertreterin eine Reifeprüfung leitete. In ihrer menschlichen Überlegenheit und Güte, in ihrer Klarheit, Offenheit und strengen Objektivität wurde sie stets als Autorität anerkannt, obgleich sie niemals autoritär auftrat, sondern jeden in freiheitlichem Geist arbeiten und nach seiner Fassung selig werden ließ. Sie verstand es, die widerstrebendsten Kräfte zu sachlicher Arbeit zu vereinigen. Ein frischer offener Ton entsprach diesem Geist an ihrer Schule, von dem sich alle positiven Kräfte angesprochen fühlten.

Nicht nur auf den Geist des Kollegiums, sondern auch auf die Schülerinnen hatte Frau Dr. Quincke einen starken Einfluß. Wieviele ehemalige Schülerinnen denken heute noch dankbar an ihren lebendigen Unterricht und an ihre vorbildliche Erzieherpersönlichkeit zurück, an ihre Güte und ihren Humor.

Manches, was heute noch Tradition an unserer Schule ist, geht auf Dr. Quincke zurück, so z.B. die Schulfeste, die bis vor wenigen Jahren auf dem „Hohen Kamp“ gefeiert wurden. Ein Bild aus dem Jahre 1938 (also gerade 30 Jahre alt) zeigt die damalige Direktorin bei einem lustigen Wettlauf.

In den harten Forderungen der Kriegsjahre bewährten sich Frau Dr. Quinckes Charaktereigenschaften in ganz besonders hohem Maße. Durch ihre Fähigkeit, Menschen sachlich zu überzeugen und sich für das einzusetzen, was sie für richtig hielt, steuerte sie ihr Schiff, die Oberschule an der Karlstraße, die damals jedem geistig interessierten Bremer ein Begriff war, durch Sturm und Brandung. Als der Bombenkrieg zu einer immer stärkeren Bedrohung der Zivilbevölkerung wurde, ent-



schloß sich die Schulbehörde im August 1943, die Bremer Schulkinder in weniger gefährdete Gegenden zu evakuieren. Frau Dr. Quincke fuhr mit dem größten Teil des Kollegiums und der Schülerschaft nach Meißen, wo alle in Privatquartieren untergebracht wurden. Sie selbst bekam mit ihrer Schwester zusammen eine kleine, unheizbare Dachkammer, die nicht einmal einen Kleiderschrank enthielt, so daß sie ihre direktörtlichen Kleider, in denen sie immerhin die Schule zu vertreten hatte, an Bindfäden aufhängen mußte, die von Wand zu Wand gezogen wurden. Ihre erste Sorge galt aber der Unterbringung ihrer Schülerinnen. Sie scheute keinen Weg und keine Verhandlung, bis auch die letzte Schülerin des Nachschubs ein ordentliches Unterkommen hatte. Diese Fürsorge und das Verantwortungsbewußtsein für andere bekamen nicht nur ihre Schülerinnen, sondern auch ihr Kollegium zu spüren. Wieviele denken heute noch in Dankbarkeit an sie zurück!

Als die Ostfront bedrohlich näherrückte, hielt Frau Dr. Quincke es für erforderlich, die 500 Schülerinnen rechtzeitig nach Bremen zurückzuführen, ehe den Kindern unmittelbare Gefahr durch feindliche Truppen drohte. Der Luftangriff auf Dresden zeigte, daß Sachsen auch aus der Luft bedroht war. Ein Antrag auf Rücktransport der Schule mußte in Dresden gestellt werden. Da die Bahnlinie durch Bomben zerstört und die Dienststelle telefonisch nicht zu erreichen war, entschloß sich Frau Dr. Quincke, den weiten, bedrohlichen und unbekanntem Weg zu Fuß bei Winterwetter (Februar 1945) zurückzulegen, um ihr Ziel zu erreichen. Völlig erschöpft kam sie nach einem etwa 30 km langen Marsch zurück. Man hatte sie nicht nur sehr ablehnend behandelt, sondern ihr auch gedroht, falls sie auf dem Rücktransport bestehen sollte, der den sächsischen Dienststellen nicht ins Konzept paßte. Das konnte einen Menschen wie Dr. Marie Quincke nicht erschüttern und in keiner Weise von dem zurückhalten, was sie für notwendig erachtete: die ihr anvertrauten Schülerinnen rechtzeitig zu ihren Eltern zurückzubringen. Irgendwie wird ihre Haltung den Herren dort, die keinen Widerspruch gewohnt waren, doch imponiert haben. Jedenfalls erreichte sie in Verbindung mit der Bremer Schulbehörde das unmöglich erscheinende: Es wurde ein Zug eingesetzt, der „die Karlstraße“ nach Bremen zurückbringen sollte. Fünf Stunden mußte Frau Dr. Quincke mit Kollegium und Schülerinnen mit Sack und Pack in Ungewißheit und Sorge vor Luftangriffen auf dem Bahnhof warten, bis spät abends endlich der Zug einrollte. 52 Stunden dauerte die Fahrt durch die winterliche Landschaft, immer wieder unterbrochen und gefährdet durch Fliegeralarm. Einige Abteile hatten zerbrochene Fensterscheiben, durch die Wind und Kälte eindringen konnten. In einem dieser Abteile saß Frau Dr. Quincke, selbst nur wenig geschützt, bei ihren Schülerinnen und hielt mit ihnen die Strapazen der Fahrt aus, durch gemeinsames Singen die sorgenvolle Stimmung überbrückend. Sie überließ anderen die heilen Abteile. Sie selbst kam schwer krank durch die Unterkühlung in Bremen an und mußte mit ihrer Schwester in einem Hotelzimmer wohnen, weil ihr Haus inzwischen durch Bomben zerstört war. Auch das Schulgebäude war in ihrer Abwesenheit durch Bomben schwer getroffen.

Man berichtet von berühmten Feldherren, die alle Strapazen mit ihren Truppen teilten, daß ihre Soldaten für sie durchs Feuer gingen. - Dieser Einsatz und dieses vorbildliche, selbstlose und aufopferungsvolle Verhalten von Frau Dr. Quincke in Meißen und auf der Fahrt nach Bremen hätten allein genügt, um ihr Dankbarkeit, Verehrung und Begeisterung von Schülerinnen und Kollegium zu sichern.

Daß eine Persönlichkeit von solcher charakterlichen Qualität und mit einem sicheren Urteil über Menschen noch zu Höherem berufen war als eine Schule zu leiten, war klar. Nachdem sie sich beim Wiederaufbau des Schulwesens nach dem Kriege wieder besonders bewährte, wurde sie Oberschulrätin und hatte dadurch Einfluß auf alle ihr unterstellten Gymnasien in Bremen.

Aber auch wenn Frau Dr. Quincke an hoher Stelle im Bremer Schulwesen stand - wie auf unserem Bild auf der Ehrentribüne beim Schulsportfest 1953 - hatten wir doch immer das stolze Gefühl „sie war unser“. Und sie war es bis zuletzt mit ihrer warmherzigen Teilnahme an allem, was die „Karlstraße“ betraf.

A. Wilke und K. Magnussen

# DAS ELTERNGELD

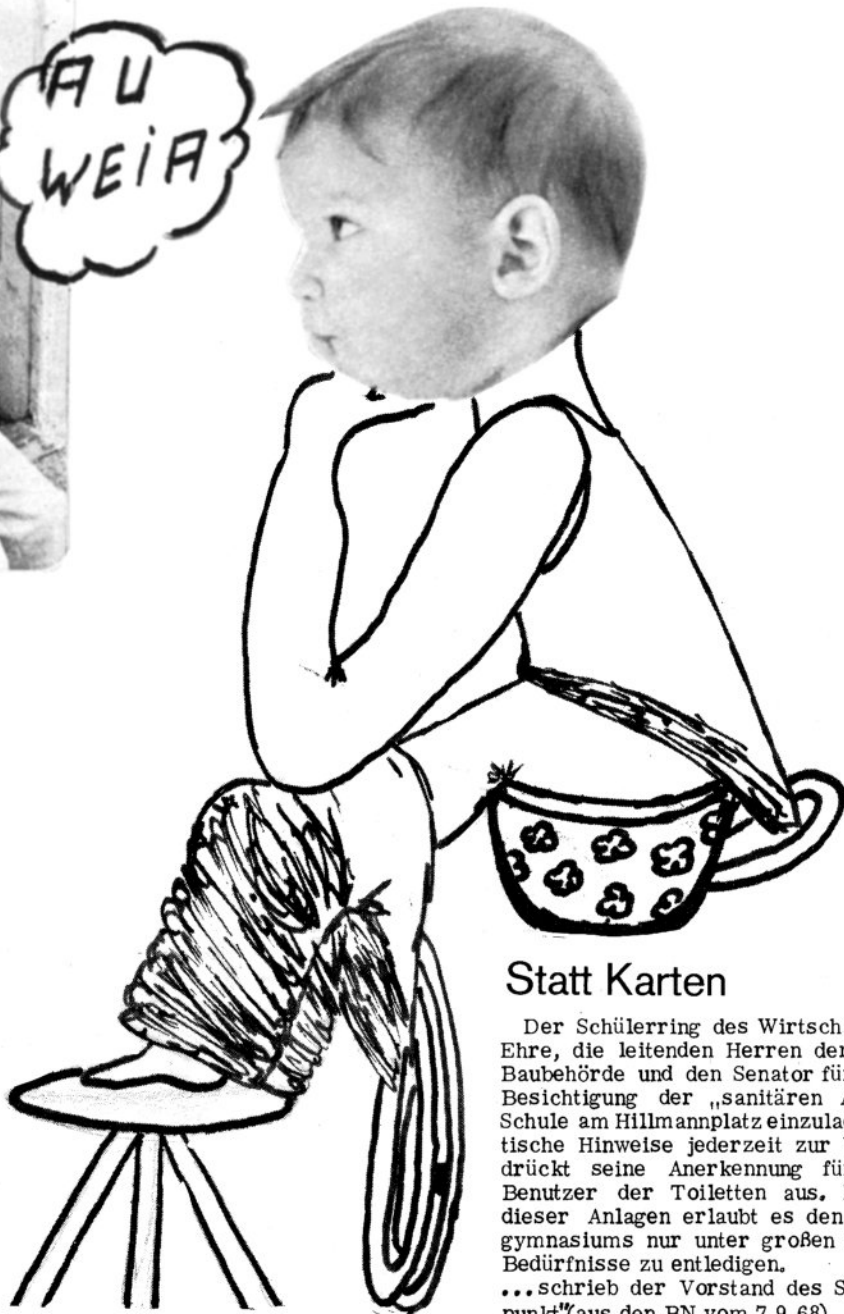
Da von vielen Eltern der Wunsch geäußert worden ist, zu erfahren, wofür das „Elterngeld“ verwendet wird, veröffentlichen wir hier die uns freundlicherweise zur Verfügung gestellte Abrechnung für das Haushaltsjahr 1967/68, die allerdings noch vom Elternbeirat genehmigt werden muß.

## GEGENÜBERSTELLUNG

	Voranschlag	Abschluß per 31.8.1968
A. Einnahmen .....	7200,— DM	7283,72 DM
B. Ausgaben		
Spenden, Sammlungen .....	700,— DM	427,82 DM
Veranstaltungen (Ausstellungen, Filme, Theater, Vorträge) .....	800,— DM	781,80 DM
Zuschuß zum „KREISEL“ .....	2000,— DM	1783,35 DM*)
Veranstaltungen des Schülerrings .....	1400,— DM	1235,50 DM
Zuschuß für mehrtägige Wanderungen .....	200,— DM	22,20 DM
Noten, Instrumente (+ Versicherung, Material für Arbeitsgemeinschaften) .....	650,— DM	330,42 DM
Anschaffung von zusätzlichen Unterrichtshilfen (Geräte) .....	500,— DM	42,40 DM
Schulfeste, Aufführungen, Feiern .....	150,— DM	460,30 DM
Zusätzliche Bücher (Lernprogramme, Lektüren) .....	500,— DM	207,00 DM
Reserve (Verschiedenes) .....	300,— DM	90,20 DM
	<hr/> 7200,— DM	<hr/> 5380,99 DM

\*) Der nicht ausgeschöpfte Restbetrag von DM 216,65 wurde dem Kreiselkonto nach Beginn des neuen Haushaltsjahres gutgeschrieben.

Der Elternsprecher, der Elternbeirat, die Schülerschaft und das Kollegium danken an dieser Stelle allen Eltern für ihren Beitrag!



### Statt Karten

Der Schülerring des Wirtschaftsgymnasiums gibt sich die Ehre, die leitenden Herren der Schulverwaltung sowie der Baubehörde und den Senator für das Gesundheitswesen zur Besichtigung der „sanitären Anlagen“ in ihrer „neuen“ Schule am Hillmannplatz einzuladen. Schüler stehen für praktische Hinweise jederzeit zur Verfügung. Der Schülerring drückt seine Anerkennung für die mutigen ehemaligen Benutzer der Toiletten aus. Der katastrophale Zustand dieser Anlagen erlaubt es den Schülern des Wirtschaftsgymnasiums nur unter großen Schwierigkeiten, sich ihrer Bedürfnisse zu entledigen. ...schrieb der Vorstand des Schülerrings an den „Blickpunkt“ (aus den BN vom 7.9.68).

*• Kiepenkerl •*

Altdeutsche Gaststätte  
das Haus der guten Küche

Berliner Freiheit – Telefon 462612  
FRITZ STÖVER UND FRAU

Für die Schüler des Gymnasiums in der Vahr  
gelten unsere Sonderpreise





# Schulfrikasse...

Ein altmodisches Backsteingebäude mit engen, aber dafür hohen Klassenräumen, wo der Putz von der Wand fiel, mit zerrissenen „Gardinen“ vor den Fenstern, mit uralten Toiletten, mit einem Schulhof, auf dem in jeder Pause Freimarktsgedränge herrschte, - das war die alte Schule an der Karlstraße, alles in allem aber doch ganz gemütlich.

Mehrere miteinander verbundene, quaderförmige Klötze auf einem weiten, freien Gelände am Rande der Grünanlagen der Neuen Vahr - so zeigt sich die neue Schule.

Jeden Morgen freuen wir uns, wenn wir unseren Klassenraum betreten. Er ist hell und groß mit einer fröhlich bunten Schrankwand, mit unzerkratzten Tischen und Stühlen, einem weißen Waschbecken sowie einer Glastafel (bisher noch ohne Sprung), aufklappbar und in der Höhe verstellbar. Im Vorraum ist eine Garderobe und ein Spiegel, vor dem die Mädchen manchmal Schlange stehen. Das Prachtstück der neuen Schule ist die Turnhalle. Sie ist schön groß. Da man eine Trennwand herunterlassen kann, können Jungen und Mädchen zur gleichen Zeit turnen. Das ist günstig für unseren Stundenplan. Es gibt viele neue Geräte, an denen das Turnen viel mehr Spaß macht. Wir haben vier Umkleieräume und zwei Duschräume, wo wir nach dem Sport unseren Spaß haben. - Die Jungen sind allerdings noch ziemlich wasserscheu.

Im Musikraum gefallen uns die Stühle sehr gut, da an ihnen kleine Tischchen befestigt sind, auf denen man gut schreiben kann. In der alten Schule mußten wir auf den Knien schreiben; unsere Schrift sah dann auch danach aus. - Auf dem Schulhof haben wir viel Platz. Es gibt bequeme Bänke, aber leider keine Papierkörbe: So werden wir nicht arbeitslos.

Der Schulweg ist für die meisten von uns kürzer. Und wir finden alle die neue Schule schicker und praktischer als die alte.

Klasse 6d

Nach den großen Sommerferien haben wir unsere alte Schule verlassen und sind in das neue Gymnasium in der Vahr eingezogen. Ich selbst war nur zweimal im alten Gymnasium Karlstraße, denn wir Schüler der Klasse 6a waren ein Jahr lang zu Gast in der Schule an der Witzlebenstraße.

Das Gymnasium Karlstraße war ein altes Gebäude mit hohen Klassenräumen. Es gefiel mir eigentlich ganz gut, aber es war zu klein geworden für die vielen Schüler.

Unsere neue Schule ist ein modernes Gebäude mit hellen freundlichen Klassenräumen, die sehr gut eingerichtet sind. Im Laufe des letzten Jahres habe ich oft bei dem Bau der Schule zugesehen. Zuerst war es nur eine große umzäunte Baustelle. Lange Zeit sah man nichts als die Ausschachtungs-

arbeiten. Doch dann war der Rohbau fertig, und ich konnte mir schon ungefähr vorstellen, wie das Gymnasium nach der Fertigstellung aussehen würde.

Als wir dann zum ersten Mal in unsere neue Schule kamen, waren wir alle begeistert. Wir machten gleich einen Rundgang. Obwohl noch nicht alles fertig ist, können doch schon alle Klassenräume benutzt werden.

Bücherei und Aula sind noch nicht fertig. Im Zeichensaal stehen viele niedrige Tische mit Hockern. An der Wand hängt eine Tafel. Schiebt man sie zur Decke, hat man eine Leinwand vor sich, auf der Filme vorgeführt werden können.

Wir sahen noch den Biologie-Hörsaal.

Unsere erste Turnstunde fand in der neuen Turnhalle statt. Sie ist in zwei Hallen aufgeteilt und mit vielen Turngeräten ausgestattet; sogar mit zwei Trampolinen. Neben Umkleieräumen gibt es auch Duschräume. Michael Hohenspejn, 6a



Unsere neue Schule hat wirklich ein Lob verdient. Doch haben die Schüler dieses auch? Wissen sie überhaupt die neue Schule zu schätzen? Wie wird dies alles in einem Jahr aussehen?

So oder ähnlich hört man es von Erwachsenen. Ich meine, die Schüler sind dieser Schule wohl würdig.

In der alten Schule war man der Versuchung erlegen, den ohnehin schon reichlich „verzierten“ Tisch noch mit einem geistreichen Spruch wie zum Beispiel, I like Lübke, oder mit einem Konterfei von Charles de Gaulle zu verschönern. Jetzt bei der neuen Einrichtung wird es sich sogar der größte Rabauke zweimal überlegen. Nicht etwa, weil er Lübke nicht mehr mag oder Charles de Gaulle ihn nicht mehr zum Zeichnen reizt, sondern aus dem einfachen Grund, sofort als Übeltäter erwischt zu werden. Und das hätte wiederum üble Folgen. Also läßt man es (einstweilen) sein.

Nur einer Versuchung kann der Schüler hier nicht widerstehen. In der neuen Schule hat sich erst gezeigt, wieviel Blumenfreunde unter uns weilen. Sie haben zwar nur das Beste im Sinn, wenn sie die „Blumen“ liebevoll mit Butterbrotpapieren und Obstresten düngen. Trotzdem gibt es noch immer Barbaren, die meinen, das schade nur. Erstens sei es nicht gut für die Pflanzen und zweitens nicht gerade hübsch für das Auge. Doch den größten Kummer bereiten: einem die Lehrer. Statt sich mit den Blumennarren solidarisch zu erklären, ermahnen sie die Schüler immer wieder, doch etwas mehr Disziplin zu zeigen. Und wer hat das Nachsehen? - Die Klassensprecher!! Dies soll kein Klage- lied werden (!), auch wenn es sich so anhört.

Bittet man seine Mitschüler, doch etwas weniger zu düngen, lachen sie nur und meinen: „Das tut doch jeder! Warum soll ich mit der Ordnung anfangen? Wo soll ich das Papier denn sonst lassen? Dann nimm du es doch!“ Nun steht man da, mit einem zerknüllten Stück Papier in der Hand und zweifelt an sich und der Welt.

Gleichgültigkeit ist hier wirklich fehl am Platze. Darum zeigt alle einmal, daß ihr wahre „Blumenfreunde“ seid und werft eure Abfälle in die Papierkörbe. (In jeder Klasse ist bekanntlich so ein Abfallschlucker). Vielleicht werden die immer noch fehlenden Papierkörbe beim Erscheinen dieses Artikels schon auf dem Schulhof stehen, und somit wird dieser Aufruf überflüssig sein.

Trotzdem - zeigt allen Zweiflern, daß wir unsere Schule wirklich gut erhalten wollen, nicht nur von außen, sondern auch die Klassenräume. Der Erfolg wird uns recht geben!

Karin Niemeier, 10a

Etwas sehr Gutes  
für Ihre Nerven

**MOLAT** mit Keim-Lezithin  
und Vitamin B<sub>1</sub>

stärkt die Nerven, kräftigt  
den Körper in Zeiten hoher  
Beanspruchung, im Beruf,  
im Alltag, in der Schule,  
bei Prüfungen.

Ein Nerven-Diätikum  
für Erwachsene und Kinder.

*Reformhaus Drape*

Berliner Freiheit  
Das Fachgeschäft für moderne Lebensführung

... es läßt sich nicht leugnen

## Die Steine

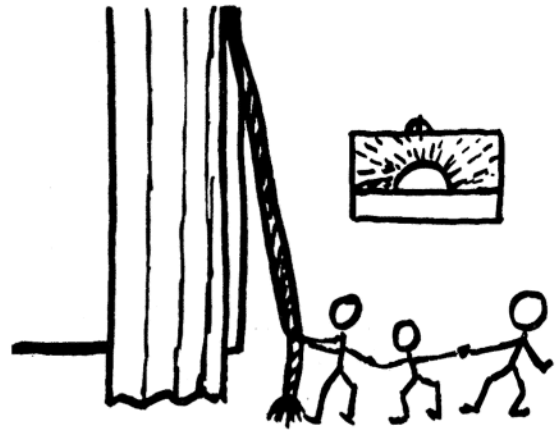
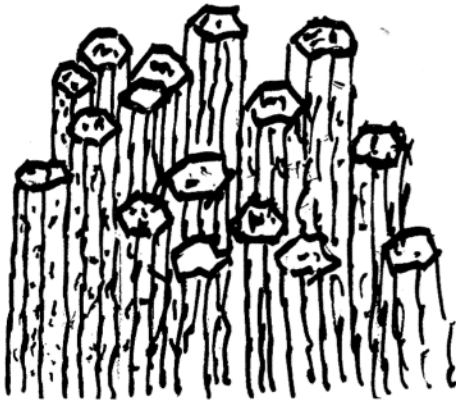
Die neue Steinsammlung aus unserer Schule ist toll! Endlich sind es so viele, daß man sich nicht mehr um die Schaukästen drängen muß. An jeder Ecke stehen sie, nicht zu übersehen. Es sind große und kleine, helle und dunkle. Sie werden sogar in Glas eingerahmt werden, die Prachtstücke!

Es gab schon heiße Diskussionen, zu welchem Zweck sie da sind. Nur um aufzuheitern? Um das künstlerische Bild der Schule zu vervollkommen? Oder sollten sie etwa da sein, um Schüler von ihren Aggressionsgefühlen (sei es wegen einer Latein-5 oder Mathe-6) zu befreien? Hei, das wär endlich mal was Neues! Allerdings müßte man dann von den größeren absehen und sich auf die kleinen beschränken.

Näher betrachtet sähe das dann so aus: in der Pause fänden sich die Schüler ein, die sich Luft machen wollen, und ein munteres Um-Sich-Werfen würde beginnen. Es versteht sich, daß dabei Vorsicht geboten wäre, allein damit die Steine recht lange zur Verfügung ständen.

Zu den weiteren Unterrichtsstunden erschienen die Schüler dann vollkommen ausgeglichen und wesentlich aufnahmefähiger. Nur ein Hindernis wäre da noch zu überwinden: die kleinen Steine befinden sich im „Lehrergang“ - betreten für Schüler nur in großen Pausen erlaubt! Sie sollten doch nicht etwa auch für die Lehrer da sein??

Regina Piontek, 12a



## Unsere Gardinen

Was ist mit unseren Gardinen los, so frage ich mich ernsthaft. Zweifellos sind sie in manchen Räumen sehr hübsch und immer äußerst dekorativ. Doch leider erfüllen sie ihren Zweck (nämlich die Sonne abzuhalten) nur dann, wenn sich mindestens drei Leute mit vereinten Kräften an die Schnur hängen. Aber auch dann ist der Erfolg des Unternehmens noch zweifelhaft, denn es kann einem passieren, daß man den Halter, über den die Schnur läuft, plötzlich in der Hand hat oder die Strippe reißt. Hat man aber trotz aller Hindernisse die Gardinen zugekriegt, so steht man vor einem weiteren Problem: wie kriegt man sie wieder auf? Es scheint fast so, als sei man dazu verdonnert, von jetzt an seine Schulstunden bei Schummerbeleuchtung abzuhalten. Es sei denn, es finden sich noch einmal drei kräftige Mutige, die sich diesmal an die andere Seite der Leine hängen. Sollte dies alles ohne Schaden überstanden worden sein, so läßt man in Zukunft die Gardinen lieber offen und schwitzt so sachte vor sich hin.

Regina Heidrich, 12a



Darstellung eines  
Punktes auf mathe-  
matische exakte  
Weise

# - immer noch Frikassee!?

## In Sachen Schulbau

Wir haben es geschafft: nach langer Plan- und Bauzeit wurde in diesem Sommer unsere neue Schule bezugsfertig. 1961 waren die ersten Vorentwürfe angefertigt worden, danach lag das Projekt eine zeitlang brach, 1965 legte das Hochbauamt Bremen wieder Baupläne vor. Nach vielen Änderungen wurde Anfang 1966 endlich mit dem Bau begonnen. Vor zweieinhalb Jahren erschien schon einmal ein Grundriß im „Kreisel“. Der, den wir Euch heute zeigen, entspricht diesem nicht mehr.

Inzwischen sind 26 Klassenräume und ein Fachklassentrakt geplant. Davon sind bis jetzt, im ersten und zweiten Bauabschnitt, 16 Stammklassen mit 8 Gruppenräumen und zwei Oberstufenklassen sowie ein 4geschossiger Fachklassentrakt und eine Turnhalle gebaut worden. Der Fachklassentrakt enthält im Erdgeschoß Spezialräume für Biologie, im ersten Stock für Physik, im zweiten Stock für Chemie und im obersten Stock für Kunsterziehung und Werken. Diese Spezialräume setzen sich in jedem Geschoß aus einem Hörsaal, einem kleinen und einem großen Übungsraum, einem Sammlungsraum, einem Vorbereitungsraum für Experimente, einem Zimmer für den Sachlehrer und einem Werkstattraum zusammen. - Unter diesem Fachklassentrakt und dem sich daran anschließenden Verwaltungsgebäude soll eine Zweigstelle der Bremer Volksbücherei eingerichtet werden. Sie verzichtete vorläufig auf den Ausbau ihrer Räume, um zunächst die Fertigstellung des zweiten Bauabschnittes zu ermöglichen und damit den geschlossenen Umzug der Karlstraße. Bis Weihnachten soll sie jedoch eingeweiht werden, mit Einzelräumen für eine Erwachsenen-, eine Studien- und eine Jugend- und Schülerbücherei sowie auch für die Schule zugänglichen Stereoräumen.

Im Verwaltungsstrakt sind das Lehrerzimmer und die dazugehörige Lehrerbücherei, die Räume für die Schulleitung sowie ein Elternsprechzimmer untergebracht.

Die beiden Klassentrakte umfassen 16 Stammklassen, 8 Gruppenräume und 2 Oberstufenklassen. Bis auf die Klassen in den Sockelgeschossen haben alle Klassenräume zweiseitige Beleuchtung, sie sind quadratisch und für etwa 30 Schüler geplant worden. In dem einen Trakt soll im Sockelgeschoß später noch ein Sprachlabor eingerichtet werden. Im Keller des anderen befindet sich die Lehrmittelbücherei.

Der dritte Klassentrakt wird ebenso wie die anderen beiden eingerichtet werden. Außerdem wird er aber noch eine Pausentoilette, einen Raum für den Bezirksbauführer mit Eingang und einen Fahrradkeller erhalten.

Der Innenraum wird durch den „Marktplatz“, zwei Musikräume unterschiedlicher Größe und eine auf modernste Art ausgeführte Bühne mit Beleuchtungs-, Schmink- und Umkleieräumen ausgefüllt werden. Der „Marktplatz“ ersetzt die frühere Aula; es ist noch nicht entschieden, womit er gedeckt wird, mit einer Stahlkonstruktion oder einem Holzdach. Von den Klassentrakten wird er durch Stahlstützen abgetrennt. Bei besonderen Veranstaltungen können Parallelschwenkschiebetüren aus einem eigens dafür angelegten Raum als Trennwände hervorgezogen werden. Sonst wird der Marktplatz als Pausenhalle oder zur Ausstellung von Arbeitsergebnissen der Schüler benutzt.

In einem eigenen Gebäude befindet sich die aufteilbare Turnhalle. Dazu gehören zahlreiche Umkleide- und Duschräume, Lehrer- und Krankenzimmer. Auch die Wohnung des Hausmeisters hat dort ihren Platz. Ein Teil des Schulhofs ist für Sportzwecke verwendbar; der übrige Hof wirkt durch Bänke und Grünanlagen aufgelockert und freundlich. Daran erkennt man die Mitarbeit des Gartenbauamtes, die sich auch an den aparten Steingruppierungen zwischen den Gängen und den Klassentrakten bemerkbar macht.

Neben dem Haupteingang besitzt die Schule eine künstlerische Attraktion: die Wand aus glasierten Tonplatten von dem Künstlerpaar Hans Pluquet und Elisabeth Pluquet-Ulrich, zwei Künstlern, die sogar im Ausland schon Preise erhalten haben.

Für diese Information danke ich Frau Dipl. Ing. Hunds-dörffer vom Hochbauamt. Ich hoffe, daß Euch jetzt die Planung und Aufgliederung unserer Schule etwas klarer geworden ist, und daß wir uns darin wohl fühlen werden.

Alexandra Harloff, 12a

## Aktion Eierkopf

Ähnlich wie die Suche nach der berühmten Stecknadel im Heuhaufen gestaltete sich die Jagd nach fähigen Artikel-schreibern, die willens waren, ihren Geist statt nur auf Fetten auch zum Wohle unseres renommierten Instituts zum Wuchern zu bringen.

### WIR BIETEN:

Honorar: Da zur geistigen Elite gehörend, keins.

Arbeitszeit: Ständig.

Aufstiegsmöglichkeiten: Begrenzt (der Direktor ist nicht bereit zurückzutreten).

Mitarbeiter: Wir erwarten Zuwachs.

Arbeitsklima: Rauh.

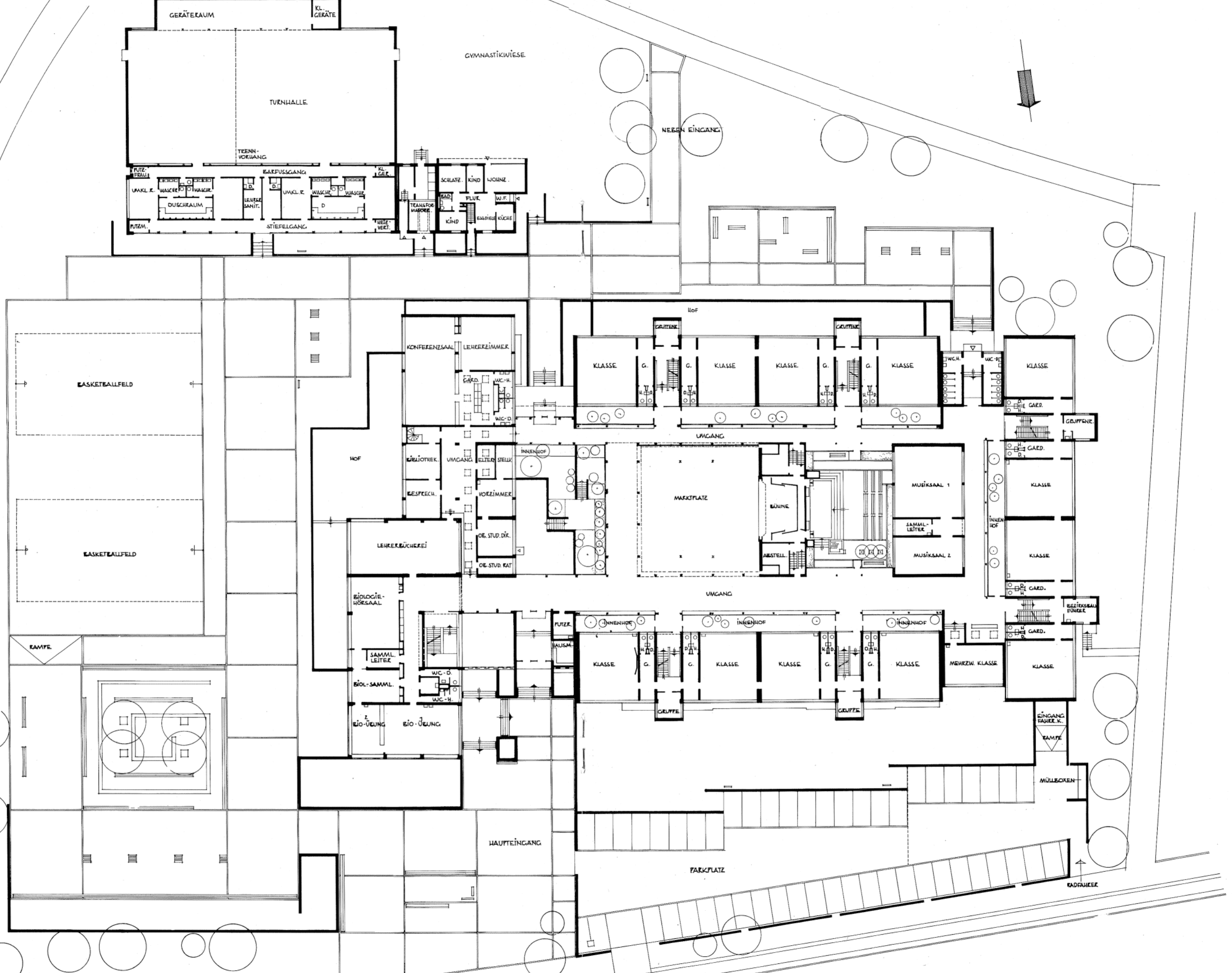
Sozialleistungen: Die Redaktion strickt für Ihre Kinder und entläßt Sie bisweilen - Hinauswurf ohne lästige Formalitäten.

Altersversorgung: Nachruf in Arbeit.

Falls noch Fragen bezüglich Arbeitsmoral auftreten; eine solche besteht nicht.

Christina Alfaenger, 12a





---

---

# Paul Gauguin

---

---

Ich möchte in diesem Artikel über einen der, sowohl künstlerisch als auch menschlich gesehen, interessantesten Maler des 19. Jahrhunderts schreiben.

Paul Gauguin wurde am 7. Juni 1848 in Paris geboren. Schon durch seine Eltern und Großeltern war ihm ein Weg vorgezeichnet, der von dem eines normalen Bürgers abweichen mußte.

Sein Großvater, der bekannte Maler und Graphiker André Chazahl, verbüßte bei Gauguins Geburt eine Gefängnisstrafe wegen Mordversuchs an seiner Frau, einer zu ihrer Zeit berühmt-berüchtigten revolutionären Propagandistin. Clovis Gauguin, sein Vater, war Journalist an der republikanischen Zeitung „National“. Er blieb seiner republikanischen Gesinnung auch treu, als am 10. Dezember 1848 Louis Napoleon Bonaparte zum Präsidenten der Republik gewählt wurde, und stimmte und schrieb gegen den Neffen Napoleons des Ersten.

Da sie mit Repressalien rechnen mußte, schiffte sich die ganze Familie daraufhin nach Peru ein, wo ein Onkel, der damals schon über 100 Jahre alt gewesen sein soll, die Mutter und die Kinder herzlich empfing. Der Vater war während der Überfahrt gestorben.

In Peru, im Milieu der Kolonien, lebte Gauguin bis zu seinem siebenten Lebensjahr. Spanisch wurde seine Muttersprache. Dann mußte er mit seiner Mutter jedoch wieder nach Frankreich zurück, wo es ihm aber nicht gefiel. Seine Lust am Abenteuer und seine Sehnsucht nach fernen Ländern waren zu groß. Also heuerte er auf einem Schiff als Steuermannsjunge an und fuhr fünf Jahre zur See.

Währenddessen starb seine Mutter, und ein Freund der Familie, der gleichzeitig sehr kunstbegeistert war, nahm sich seiner an.

In dieser Zeit lernte Paul Gauguin das Leben von der angenehmsten Seite kennen. Er lebte im Luxus, spekulierte mit großem Glück an der Börse und entdeckte seine Liebe zur Malerei.

1872 lernte er seine spätere Frau Mette Gad kennen. Die Ehe mit ihr sollte jedoch eine einzige große Tragödie werden. Gauguin war ein großes Kind geblieben, ein unreifer Mensch und ein Fantast. Mette dagegen war selbstsicher und zielbewußt. Die finanzielle Situation der Gauguins verbesserte sich zuerst ständig. Sie führten das Leben normaler Bürger. Entscheidend wurde jedoch, daß Mette überhaupt kein Verständnis für die künstlerischen Neigungen ihres Mannes aufbrachte. Die großartige Gemäldesammlung wurde zum ständigen Zankapfel.

Paul Gauguin begann jetzt selbst zu malen. Den Anstoß dazu gab sein Freund Schuffenecker. 1876 wurde sein erstes Bild „Unterholz in Viroflay“ im „Salon“ aufgenommen. Seine Bekanntheit wuchs jetzt, allerdings stießen seine nächsten Bilder meist auf eisige Ablehnung, was den Künstler schwer demütigte. Außerdem fielen 1882 die Börsenkurse rapide und Gauguin verlor fast sein ganzes Vermögen.

Mette reiste daraufhin mit den fünf Kindern zu ihrer Mutter nach Dänemark. Sie hatte jegliches Vertrauen zu ihrem Mann verloren.

Der Maler machte sich völlig von seiner Familie frei. In Paris führte er ein elendes Leben und verdiente den Lebensunterhalt für sich und seinen kranken Jungen Clovis, der anfangs noch bei ihm war, als Plakatkleber. Jedoch erlangte er hier eine unbestreitbare Meisterschaft, mit Farben und Lichteffekten zu spielen. Seine Bilder waren aber nicht gefragt. Trotz allen Elends war der große Maler von seinem Können, seinem Genie und seiner Mission zu tiefst überzeugt.

Nachdem er einige Zeit in der Bretagne gelebt hatte, was für seine künstlerische Entwicklung entscheidend war, wohnte Gauguin eine zeitlang glücklich auf Martinique. Er malte hier viel und glaubte, das Paradies gefunden zu haben, bis er plötzlich von der Ruhr befallen wurde und 1888 krank und gebrochen nach Paris zurückkehren mußte.

Jetzt lernte er Vincent van Gogh kennen, mit dem er lange zusammen lebte. Trotz aller Unterschiede und Meinungsverschiedenheiten wirkten sich ihre künstlerischen Einflüsse positiv aufeinander aus. Es war jedoch schwer für



Gauguin, mit dem langsam dem Wahnsinn verfallenden van Gogh zu leben. Ihre Beziehung entwickelte sich schließlich zu einer Art Haßliebe. Als van Gogh in einem Anfall geistiger Umnachtung Gauguin mit einem Rasiermesser zu ermorden versuchte und sich dann zur Strafe selbst ein Ohr abschnitt, verließ Paul Gauguin moralisch völlig gebrochen den Freund.

Mit dem Malen hatte er auch weiterhin kein Glück. Das Publikum betrachtete seine Bilder, um sich zu amüsieren und machte sich über seine Gestalten lustig. Bis 1891 lebte Gauguin dann mit einigen Unterbrechungen in der Bretagne, wo er zwar kein Geld verdiente, aber von den anderen Malern geachtet wurde.

Langsam fühlte er sich dort aber nicht mehr wohl und fuhr nach Tahiti. Hier führte er ein freies Leben unter den Eingeborenen. Unter anderem schrieb er sein Buch „Noa Noa“, was soviel heißt wie „Duftendes Land“.

Nach einem erneuten Rückschlag in Paris beschloß er, nie wieder dorthin zu gehen. Er war verbittert und sehnte seinen Tod herbei. Davor wollte er der Welt jedoch noch einen Beweis seines großen Könnens geben. Dieser Beweis sollte das Bild „Woher kommen wir? Was sind wir? Wohin gehen wir?“ werden. Daran hat er Tag und Nacht mit unvorstellbarem Fleiß gearbeitet.

Noch einmal kam Gauguin in Schwierigkeiten. Er unterstützte die Eingeborenen gegen die weißen Kolonialherren und wurde zu einer Geldstrafe von tausend Francs und zu drei Monaten Haft verurteilt.

Am 8. Mai 1903 starb dieser große Maler auf der Marquesas-Insel Hiva-Hoa, wo er die letzten zwei Jahre seines Lebens zugebracht hatte.

Als Andenken an sein Leben auf Tahiti gibt es dort seit 1965 das „Museum Gauguin“, das heute eine einzigartige Gauguin-Gedächtnisstätte darstellt, mit vielen seiner größten und schönsten Werke.

Quelle: Gauguin/Bastei Verlag

Bärbel Witt, 12a

# Schort Sctoriehs

## Der Krug

Die Sonne steht fast senkrecht über der kleinen Stadt nahe der Grenze. Die Sonne steht beinahe jeden Tag im Jahr fast senkrecht über der kleinen Stadt in Mexiko und lastet schwer auf den Häusern, dem Land und den Menschen und dörft das Flußbett aus.

Auf einer alten, von Würmern zerfressenen Holzbank, gegenüber der Schänke, wo es in guten Tagen manchmal umsonst Wasser gibt, sitzt ein schwächlicher Junge von etwa vierzehn Jahren. Seine nackten Füße malen Kreise in den Staub der Straße. Er wartet auf Wasser. Endlich tritt ein alter Mann mit weißem Bart aus dem Haus, einen kleinen Krug in der Hand, und schlurft über die Straße auf den Jungen zu. Der Mann ist dem Jungen unbekannt, er hat ihn noch nie in dieser Gegend gesehen, aber als der Alte ihm wortlos den Wasserkrug hinhält, nimmt der Junge ihn begierig und saugt die letzten Tropfen aus dem Gefäß. „Hast wohl mächtigen Durst, was?“ fragt der Alte.

„Danke.“ sagt der Junge nur und gibt dem Mann den leeren Krug zurück.

„Du kennst mich wohl nicht, was? Ich bin lange weg gewesen. War früher oben im Norden, in Amerika. Heiße Fernandoz.“ Der Junge mustert den Alten und weiß nicht, ob er mißtrauisch oder dankbar sein soll.

„Warum bist du nicht auf der Ranch? Dein Vater sucht Dich bestimmt!“

„Ich habe keinen Vater mehr!“ sagt der Junge und blickt starr geradeaus.

„Weißt Du, an wen Du mich erinnerst?“ sagt der Alte. Der Junge guckt ihn von der Seite an mit großen dunklen Augen, verwundert über die Geschwätzigkeit des Alten. Als der Alte keine Antwort bekommt, fährt er fort: „Weißt Du, kurz bevor ich nach Amerika ging, so vor zehn Jahren, da hatte ich ganz wenig Geld nur, und ich saß hier auch oft auf der Bank und wartete auf Wasser, so wie Du.“

Der Junge steht auf, stellt sich breitbeinig vor den verduztzen Alten und sagt: „Entschuldigung, ich muß jetzt gehen!“

Der Alte blickt traurig, er senkt seinen Kopf und sagt, kaum vernehmbar: „Aber ich habe doch niemanden, ich muß doch die Geschichte erzählen, du bist der einzige, du verstehst mich. Vorhin, als ich dich sah, wie du auf Wasser wartetest, habe ich das genau gespürt, du verstehst mich. Ich muß es doch erzählen. Bleib doch, bitte.“ Der Junge ist unsicher. Er könnte mit Juan, einem kleinen Bettlerjungen, in die Höhle unten am Fluß gehen. Er hat es Juan versprochen. Da sagt der Alte noch einmal: „Ich muß es doch jemandem erzählen, bleib doch, bitte!“

Da setzt sich der Junge wieder und fährt fort, Kreise zu malen mit seinen nackten Füßen in den Staub der Straße.

Nach einer Weile sagt der Alte: „Ich bin nicht von hier. Ich bin weiter im Süden geboren. Wollte nach Amerika, irgendwie, wollte ganz groß was werden, viel Geld verdienen und so. Ich kam auch in diese Stadt. War sehr arm damals. Mir war jede Arbeit recht, nur Geld mußte sie bringen. Es gab zu jener Zeit einen reichen Farmer, dem gehörte fast das ganze Land!“ - Plötzlich blickt der Junge hoch und starrt den Alten mit offenem Mund an, dann blickt er wieder auf die Straße starr geradeaus, irgendwohin.

Der Alte sagt: „Dieser Farmer war aber ein Mörder. Er hatte einen Knecht so lange mit der Peitsche geschlagen, bis der tot war. Der Farmer sollte deswegen gehenkt werden, aber niemand traute sich, den Henker zu machen, weil der Mann immer sagte, seine Freunde würden jeden erschießen, der ihm die Schlinge um den Hals legte. Mir war jetzt alles egal, ich brauchte Geld - hundert Pesos waren geboten - na ja, und da habe ich eben den Farmer erhängt, ich brauchte ja Geld. Weißt du, und an diesen Farmer erinnerst du mich. Ist das nicht merkwürdig?“ Der Alte schielt den Jungen verlegen von der Seite an - und

erschrickt. Er sieht den Jungen in sich zusammenfallen. Der Junge verbirgt seinen Kopf in den kleinen schmutzigen Händen. Der Körper bebzt.

Der Alte fragt: „Was ist denn?“

Da steht der Junge langsam auf. Sein Gesicht ist von Tränen und Schmutz verschmiert, er geht ganz nah an den Alten heran und sagt, erst leise, dann schreiend: „Dieser Mann war mein Vater. Und Ihr seid sein Mörder - ich hasse Euch!“ Dann dreht der Junge sich um und läuft weg.

Der Alte ist bei den Worten verschreckt zurückgefahren. Sein Kopf hängt auf seiner Brust, er hat den Krug fallen gelassen, so daß er zerbrach, er keucht, seine zittrigen Hände suchen Halt an der Kante der Holzbank. „Aber ich mußte es doch erzählen.“ sagt er mit brüchiger Stimme. Seine müden Augen suchen den Jungen, aber der ist nicht mehr da.

„Ich hab doch sonst niemanden.“ sagt er.

In den folgenden Tagen und Wochen sucht der Alte den Jungen. Er fragt Männer, die zur Arbeit gehen, Mütter, die die Kinder versorgen, und Kinder, die die Freunde des Jungen sein könnten.

Er fragt: „Kennt ihr den Jungen, wißt ihr, wo er ist?“ „Kennst du den Jungen, weißt du, wo er ist?“ Aber überall begegnet er verschlossenen Mündern; niemand will wissen, wer der Junge ist und wo der Junge ist.

Der Alte geht zur Höhle unten am Fluß und fragt Juan, aber auch der weiß nichts.

Zwei Jahre später: Die Sonne steht fast senkrecht über der kleinen Stadt nahe der Grenze und lastet schwer auf den Menschen und dörft das Flußbett aus.

Auf einer alten, von Würmern zerfressenen Holzbank, gegenüber der Schänke, sitzt ein alter Mann mit einem weißen Bart. Er wartet auf Wasser. Endlich tritt ein junger Mann mit dunklem Haar und großen, schwarzen Augen aus dem Haus, einen Krug in der Hand haltend und geht auf den Alten zu. Der Alte erkennt den jungen Mann. Es ist der Junge von damals.

Sein Atem geht noch schwerer als sonst, und seine Stimme will versagen, als er sagt: „Jetzt bist du da!“

Der Junge blickt traurig auf den Alten hinab, er reicht ihm den Krug. Der Alte nimmt ihn und blickt zum Jungen hoch. Seine Lippen zittern. Er möchte etwas sagen.

Der Junge sagt: „Ist schon recht, Alter, trink nur, du hast Durst, ich hasse dich nicht mehr, ist schon recht, trink nur.“  
Detlef Ahlers, Ilm

## Die Brücke

Obwohl sie erst um 1 Uhr verabredet waren, stand er schon um Mitternacht unter der Brücke. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Die Kälte ging ihm bis auf die Haut. Er wartete. Endlich, Punkt 1 Uhr, kam er. Der unter der Brücke sah ihn kommen, einen älteren, gebückten Mann in einem hellen Mantel. Er fror noch mehr. Als sich die Männer gegenüber standen, sahen sie sich an. Der mit dem hellen Mantel fuhr sein Gegenüber an:

„Was ist los, ist das der Ort, andem man sich trifft, wenn man sich zwanzig Jahre nicht gesehen hat?“

„Nein, der richtige Ort sicher nicht, aber es gibt keinen besseren für das, was ich dich fragen will. Wir wollen ein großes Ding drehen. Du bist doch bei der Bank, also, was ist, machst du mit?“

Die Männer sahen sich an. Eine Weile war nur das Plätschern des Flusses gegen das Ufer zu hören. Dann kam die Antwort. „Ich muß mich wundern, was aus dir geworden ist. Ein Verbrecher, das will mir nicht in den Kopf. Damals, wir waren noch Kinder und Freunde und hatten das Leben noch vor uns, damals standen wir auf dieser Brücke. Du lehntest am Geländer und schworst dir, immer so zu handeln, daß du dich nicht vor dir zu schämen brauchst.“

Nach einer langen Pause sagte der andere: „Danke.“ Und die beiden Männer verschwanden in verschiedenen Richtungen.  
Irene Schwartz, Ilm

# Prag 68 - oder über das Menschenrecht und das Selbstbestimmungsrecht der Völker

Wieder einmal bestimmten die rauhen Töne des Kriegsgottes Mars die nicht gerade ruhige Geschichte unserer Welt. Die Panzer und Flugzeuge, die Lastwagen und Stiefel von fünf Bruderländern der CSSR schreckten am frühen Morgen des 21. August die Bevölkerung der Tschechoslowakei aus dem Schlaf. Was war geschehen, das die Politiker veranlaßt hatte, 500 000 Soldaten in ein Land zu schicken, das fest im Kommunismus verwachsen ist?

Es war geschehen, daß sich ein Volk auf die anerkannten Grundsätze des Menschenrechts und des Selbstbestimmungsrechts der Völker besonnen hatte. Im Januar dieses Jahres hatte die Politik der Demokratisierung in der CSSR begonnen. Angeführt von Männern wie Dubcek, Cisar und Sik hatte in Prag die Entmachtung von Novotny und damit das Ende des Stalinismus begonnen. Im Januar und Mai stellten diese und viele andere Männer die Programme auf, die es den Tschechen und Slowaken ermöglichen sollten, in einer freieren ökonomischen und politischen Atmosphäre ihren Weg zum Kommunismus selbst zu finden. Ich will nicht den Weg der CSSR während dieser Zeit beschreiben. Ich will versuchen, eigene Eindrücke, die ich im August 1968 in Prag sammeln konnte, wiederzugeben. Die Meinung von Arbeitern und Intellektuellen, von Mitgliedern der KPC und von Parteilosen. Die Entwicklung, die Anfang August mit den Konferenzen von Cierna und Bratislava in ein entscheidendes Stadium getreten war, war in Prag Anlaß zu Diskussionen und Spekulationen, zu Hoffnungen und skeptischen Äußerungen. Denn man sah in der CSSR sehr wohl beide Aspekte dieser Situation. Auf der einen Seite die anscheinend günstig verlaufenen Konferenzen und auf der anderen Seite die immer stärker werdenden Truppenkonzentrationen an den Grenzen des kleinen Landes.

In vielen und langen Gesprächen mit Prager Bürgern wurden wir mit zwei Meinungen konfrontiert. Die Hoffnungsfrohen, die hauptsächlich aus dem Mittelstand und der



UPI

Arbeiterschaft kamen, meinten, die Ergebnisse der beiden Konferenzen mit den Sowjets und den anderen Staaten seien ein Zeichen der Einsicht und des Einverständnisses dieser Staaten mit dem Weg der CSSR. Sie waren mit einer unvorstellbaren Zuversicht und einem sehr starken Vertrauen in ihre Parteiführung dazu gekommen, die düsteren Zeichen nicht zu sehen, die an ihrer Grenze drohend von den Freunden und Brüdern aufgerichtet worden waren. Sie, die Hoffenden, waren ausnahmslos überzeugte Kommunisten, entweder in der KPC oder außerhalb dieser Partei. Es war für mich

überhaupt sehr faszinierend, wie viele Menschen politisches Interesse hatten und vor allem auch über die Informationen verfügten, ohne die eine fundierte Meinungsäußerung einfach nicht möglich ist.

Nun zu denen, die skeptisch und kritisch die Lage beurteilten. Zumeist die Studenten und Künstler, also diejenigen, die man als Intellektuelle bezeichnet, waren beileibe noch nicht davon überzeugt, daß nun alles in Ordnung sei. Bei ihnen war zum Teil sogar eine gewisse Angst vor der Zukunft zu spüren. Auf die Frage, was sie denn am meisten fürchteten, war die verblüffende Antwort: Ulbricht, denn er sei derjenige, der am lautesten die Entwicklung in der CSSR verurteile, im besonderen die Pressefreiheit stoße auf seinen Widerspruch. Ein Student sagte sogar wörtlich zu mir: „Wenn uns hier irgend etwas passiert in unserer Demokratisierung, dann haben wir das in erster Linie Ulbricht zu verdanken und erst dann den Sowjets, denn Ulbricht hätte von einer demokratischen CSSR negative Auswirkungen auf die eigenen Landsleute zu erwarten, da die Tschechoslowakei eins der Hauptreiseländer der DDR ist.“ Diese Meinung trafen wir immer wieder an; die Folge davon ist zum Beispiel, daß Westdeutsche im großen und ganzen sehr viel freundlicher und höflicher behandelt werden als die Bürger der DDR. Man muß aber auch hier bemerken, daß sich die Skeptiker als überzeugte Kommunisten bezeichneten.



Associated Press

Dies nur zu den Meinungen, die hauptsächlich in der CSSR bestanden. Man kann nun fragen, warum dies alles? Ich glaube: es ist sehr wichtig für die Beurteilung der sowjetischen Handlungsweise zu wissen, daß es überhaupt kaum Menschen gibt, die man als Konterrevolutionäre bezeichnen könnte. Das Hauptargument der Russen ist nun aber, man habe die CSSR vor den Umtrieben der Konterrevolutionäre bewahren müssen. Was von diesem Argument zu halten ist, brauche ich wohl nicht noch extra zu betonen. Was aber waren die Gründe, die die sowjetischen Politiker bewegen haben, ihre gewaltige Macht auszuspielen? Es müssen sehr schwerwiegende Gründe gewesen sein, die sie veranlaßt haben, sich vor der ganzen Welt als Lügner und als Imperialisten bloßzustellen. Wer wird ihnen denn nun in der „dritten Welt“ noch das Gerede vom Selbstbestimmungsrecht glauben? Wer wird ihre Handlungsweise nicht mit der der Amerikaner in Vietnam vergleichen?

Wie sollen wir es verstehen, daß dieses Land es riskiert, sein Gesicht zu verlieren? Kann es die Angst sein, mitanzusehen

# Bestimmungsrecht der Völker

zu müssen, wie ein Land es fertigbringt, Kommunismus mit Freiheit zu verbinden und damit Erfolg zu haben. Sind es rein militärtaktische Fragen, denn die CSSR ist das mittlere Bindeglied des Warschauer Paktes? War es der Wille Moskaus, alle Länder wieder fest unter seine Kontrolle zu bringen? Es gibt sicher noch mehr Fragen nach dem Warum, und ich glaube, daß alle die Gründe, die ich aufgeführt habe, bei dem Entschluß der Russen mit eine Rolle gespielt haben.

Ich glaube, wir haben es im Fall CSSR unter anderem mit einem gefährlichen Großmachtdenken in der Sowjetunion zu tun. Einem Großmachtdenken, das allem Entspannungsbemühen eine grobe Absage erteilt, und das zu einem Zeitpunkt, an dem man glauben konnte, daß sich die Atmosphäre soweit geklärt hat, daß man das Wort von der Abrüstung in den Mund nehmen könnte, ohne von den „kalten Kriegern“ als Phantast abgestempelt zu werden. Und ich glaube, spätestens hier sieht jeder die Folgen, die sich auch für uns aus dem Schritt der Sowjetunion ergeben können. Man läuft nämlich auch im Westen Gefahr, daß diejenigen wieder Oberwasser bekommen, die man schon verschollen glaubte. Eine Folge kann ebendieses Erstarren der Kräfte sein, die den kalten Krieg für die bequemste und beste Lösung halten. Mit diesen Folgen müssen wir fertig werden, und ich glaube, für uns ist die Aufgabe ungleich viel leichter als für die Tschechen und Slowaken, die in ihrem kleinen Lande Hunderttausende von Soldaten behergen müssen und unter diesem Druck gezwungen sind, die Auflagen zu erfüllen, die ihnen in Moskau auferlegt worden sind.

Ich glaube, niemand versagt diesen Menschen seine Hochachtung. Sie haben es fertiggebracht, die „Sieger“ durch ihre kluge und realistische Handlungsweise zu Verhandlungen mit den „Konterrevolutionären“ zu zwingen und das angesichts von etwa hundert erschossenen Menschen, die auch nur nach dem Warum gefragt hatten und dafür sterben mußten. Sie haben wohl am deutlichsten bewiesen, und das vor den fassungslosen Augen der Soldaten, daß es keinerlei Gefahr für den Kommunismus gab. Es ist sehr vielsagend, wenn die Russen Truppen aus Prag abziehen mußten, weil selbst die an Gehorsam gewöhnten Soldaten sich fragten, was sie in einem Land sollten, dem keinerlei Gefahr drohte. Die weitere Entwicklung wird nun abzuwarten sein, klar ist aber schon jetzt, daß es für keinen Staat auf der Welt eine eigenständige Entwicklung geben kann, wenn es einer Großmacht nicht „in den Kram“ paßt. Die Menschheit ist wieder um eine Hoffnung ärmer.

Und die Grundsätze der Menschenrechte und des Selbstbestimmungsrechts stellen sich als Phrasen im Gebrauch der großen Mächte heraus, denen man am besten die Bedeutung beimißt, die sie somit haben, nämlich leere Wortgebilde ohne Inhalt.

Heiner Thormeyer, 12m

## Kosmos-Apotheke

Jobst Heinbokel

28 Bremen, Neue Vahr

Berliner Freiheit 14, Ruf 46 13 18

## Der neue Kommunismus und Alexander Dubcek

Die Idee des neuen Kommunismus läßt sich am besten mit folgenden Schlagworten umgrenzen: Echte Alternativen, Pressefreiheit, Meinungsfreiheit, Versammlungsfreiheit, Kontrolle der Behörden durch das Volk und echte Mitbestimmung der Menschen an allen Problemen des Volkes, der Wirtschaft und des Staates.

Eben diese Vereinigung von Sozialismus und Demokratie vertritt der Prager Reform-Kommunist Alexander Dubcek.

Den Sozialismus hat er gewissermaßen von seinem Vater geerbt. Stephan Dubcek war seit 1909 Mitglied der Sozialdemokratie, mußte dann aber nach Amerika fliehen. Von dort aus ging er nach Mexiko, kehrte noch einmal in die USA zurück und setzte sich anschließend in die Sowjetunion ab. Dort wurde er Kommunist, kehrte 1938 mit seiner Familie in die Slowakei zurück, wo er als 1. Parteisekretär entscheidenden Einfluß in der KP gewann.

Alexander Dubceks ältester Bruder fiel als Partisan, und Alexander selbst lernte während des Krieges Maschinenschlosser, da sein russisches Abitur im Mutterland nicht anerkannt wurde. Nach der kommunistischen Machtübernahme in Prag und Preßburg begann Alexander 1949 seine Funktionärskarriere in der slowakischen KP. Nach einem juristischen Fernkurs wurde Dubcek von seinen Genossen an die Parteihochschule beim Zentralkomitee der KPdSU in Moskau entsandt und erhielt dort den Doktorgrad, den er jedoch nie führte. Bei den sowjetischen Genossen lernte er alle Winkelzüge parteiinterner Taktik.

1963 wurde er zum ersten Sekretär der slowakischen KP gewählt. Er nahm sofort den Stalinisten die Führung in Preßburg aus den Händen und begann gegen die Konservativen in Prag, Novotny und dessen Anhänger, zu kämpfen. Er rehabilitierte zu Unrecht Verurteilte und entging allen Versuchen seiner Gegner, ihn zu stürzen. Jetzt verbündete Dubcek sich mit unzufriedenen Wirtschaftsexperten und aufrehrerischen Intellektuellen und stärkte, auf seine slowakische Hausmacht gestützt, seinen Einfluß in der tschechoslowakischen KP. Anfang dieses Jahres wurde er dann auch zum Führer der KPC gewählt. Unterstützt von den Intellektuellen demokratisierte Dubcek den Kommunismus so radikal wie niemand zuvor. Er rehabilitierte Opfer der stalinistischen Vergangenheit, entmachtete die Geheimpolizei, befreite die Gerichte und Behörden vom Zwang der Partei und garantierte die Pressefreiheit. Diese Freiheiten wurden von Presse, Rundfunk und Fernsehen voll ausgenutzt. Der Bevölkerung wurde das Recht zur Versammlungsfreiheit und zur freien Meinungsäußerung gegeben, was bisher für ein kommunistisch regiertes Land unmöglich zusehien. Ein Resultat war die Bildung neuer außerkommunistischer Interessengruppen. Es wurde öffentlich diskutiert, die Sozialdemokratische Partei begann sich wieder selbständig zu organisieren, und die kommunistische Partei, vor allem Alexander Dubcek und Ludwig Svoboda, gewann das Vertrauen der Bevölkerung. Die frühere Parteiführung hatte nicht das geringste Vertrauen zum Volk - und das Volk nicht in sie. Diese Freiheiten, die sehr von der sowjetischen Auffassung des Kommunismus abwichen, führten zu der Intervention. Dubcek und die gesamte liberale tschechische Parteiführung wurden verhaftet und in die Sowjetunion entführt. Nach dreitägiger Haft wurden Dubcek, Smrkovsky, Kriegel und Cernik auf Forderung Staatspräsident Svobodas auf freien Fuß gesetzt, obwohl sie von den Sowjets vermutlich zum Tode verurteilt waren, und nahmen an den Verhandlungen in Moskau teil.

Der Parteiführer Dubcek, der die stürmischen Monate der Reform durchgehalten hatte, kehrte gebrochen in seine Heimat zurück. Die Delegation hatte sich dem Diktat der Russen beugen müssen.

Kurt Pötschke und Peter Strzeletz, 10a



# Bremer Nachrichten. № 52.

Donnerstag, den 1. März. 1860.

Redaktion und Druck unter Verantwortlichkeit der G. Schünemann'schen Buchdruckerei.

**Gerichtliche Bekannmachungen.**  
Die Mitteilung des Polizeikommissars von Bremerhaven ist durch die Kommission von Bremerhaven zur Bekämpfung der Choleraepidemie in Bremerhaven, aus der Kommission des Bremerhavener Stadtrats, am 26. Febr. 1860.

Am 7. Februar 1860 ist dem den abendlichen Wochenschrift „Bremer Nachrichten“ von dem Herausgeber, G. Schünemann, ein Brief, datiert vom 7. Februar, zugegangen, in welchem der Herr Verfasser, G. Schünemann, die Redaktion der „Bremer Nachrichten“ in Kenntnis setzt, dass er sich von dem Herausgeber, G. Schünemann, abgetrennt hat, und dass er sich von dem Herausgeber, G. Schünemann, abgetrennt hat, und dass er sich von dem Herausgeber, G. Schünemann, abgetrennt hat.

## Bremer Nachrichten

mit NORDSEE-ZEITUNG

Verhandlungen über Ministerliste

Sitzung des Bundestages am Nachmittag

192. Jahrgang Nr. 288

# Bremer Nachrichten

mit Weiser-Zeitung

Bremer neueste Nachrichten für Nordwestdeutschland

192. Jahrgang Nr. 288

Am 28. August 1968 luden die „Bremer Nachrichten“ zu einer Feierstunde in die Obere Halle des Alten Rathauses ein. Presse, Rundfunk und Fernsehen waren dabei, als diese 225 Jahre alte Bremer Tageszeitung von Vertretern der Regierung und des Pressewesens gewürdigt wurde.

Das Bremer Jugendorchester spielte unter Leitung von Diethard Wucher zur Einleitung einige Sätze aus einem Händelkonzert. Darauf begrüßte zunächst der Verleger Walther Schünemann die Gäste. Er schilderte wichtige Ereignisse aus der Geschichte seiner Zeitung, die sich von einem Mitteilungsblatt der Landesregierung zu einer der beiden großen Tageszeitungen unserer Stadt entwickelt hat. Mit bewegten Worten sprach er vor allem von der Zeit des Nationalsozialismus, als sie mehrfach verboten wurde. Er betonte immer wieder, daß es stets ein besonders Anliegen der „Bremer Nachrichten“ gewesen sei, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, sich von keiner Regierungspartei unter Druck setzen zu lassen.

Der heutige Chefredakteur Walter Steinhage vertrat die Redaktion. Er legte die Situation der Redakteure in verschiedenen Zeiten dar.

Die erste der fünf nun folgenden Ansprachen wurde vom Präsidenten des Senats, Bürgermeister Hans Koschnick, gehalten. Auch er hob die Unabhängigkeit der „Bremer Nachrichten“ hervor und betonte die Wichtigkeit der Pressefreiheit. Gleichzeitig wies er aber auch auf ihre Gefahren hin, er ermahnte die Journalisten, sich stets ihrer Verantwortung bewußt zu sein und die Freiheit, die sie heute in Deutschland genießen, nicht zu mißbrauchen.

Der Präsident der Bremischen Bürgerschaft, Hermann Engel, sprach allgemein über Zeitungen und auch über kurze Strecken der Geschichte der „Bremer Nachrichten“.

Der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesministerium des Inneren, Heinrich Köppler, dagegen wurde sehr

konkret. Er grenzte die Beziehungen zwischen Zeitungen und der Staatsgewalt klar ab, wie sie im Grundgesetz festgelegt worden sind und erinnerte die Anwesenden an die Informationspflicht der Presse. Dabei tadelte er diese Institution und warf ihr vor, diese Pflicht besonders bei den Berichten über Parlamentssitzungen oft vernachlässigt zu haben. Auch hielt er sie zu fairem Kampf mit Fernsehen und Rundfunk an.

Der Präsident des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger e. V., Dr. Hellmut Giradet, wies die Anschuldigungen und Ermahnungen seines Vorredners energisch zurück und berichtete dafür den Gästen von den Problemen der Presse, meinte aber auch, daß die angeblich so bedrohte Pressefreiheit noch sehr sicher sei. Die Verwirklichung eines „fairen Kampfes“ zwischen Zeitungen, Fernsehen und Rundfunk, so setzte er dem Staatssekretär entgegen, werde trotz gemeinsamer Bemühungen der drei Kommunikationsmittel durch die starre Haltung der zuständigen Stellen in Bonn erschwert.

Altbürgermeister Wilhelm Kaisen entschärfte die nach den letzten beiden Reden etwas gespannte Atmosphäre durch Plaudereien über die Zeit, zu der er noch als Berichterstatter bei der Konkurrenz tätig gewesen war. Er lobte, obwohl er damals „den Bremer Nachrichten“ gern etwas ans Zeug gepflichtet“ hatte, die Organisation, das gute Betriebsklima und stellte vor allem den Aufschwung heraus, den die Zeitung unter Georg Kunoth damals nahm.

Die gelungene Feierstunde fand ihren Abschluß wieder in einer musikalischen Darbietung des Bremer Jugendorchesters. Anschließend fand ein Empfang statt, den ich verließ, nachdem ich das Glas Sekt genossen hatte, das die „Bremer Nachrichten“ auch den geladenen Schüler-Chefredakteuren nicht vorenthielten.

Alexandra Harloff, 12a

**ZIMMERMANN**

**ZIMMERMANN**

**ZIMMERMANN**

**ZIMMERMANN**

hat alle technischen Zeichengeräte und BÜROBEDARF

hat den gesamten KÜNSTLERBEDARF

hat alles für das künstlerische HOBBY

macht LICHTPAUSEN und FOTOKOPIEN

sofort zum Mitnehmen · auch sonabends

Bremen - Am Wall 193 - Ruf 320913

# Buchbesprechungen

## George Orwell, Farm der Tiere

George Orwell (1903-1950), bürgerlicher Name Eric Arthur Blair, stammte aus gutbürgerlicher Familie. Jedoch, offensichtlich nicht übereinstimmend mit den Normen seiner Herkunft, durchbrach er früh die Grenzen der Gesellschaft. Aus Protest gegen die britischen Regierungsmethoden verließ er die Polizeitruppe in Burma, wo er diente, und versuchte sich in London und Paris als Tellerwäscher. Seine ersten Romane entstanden zwischen 1933 und 1939. Sein wohl bekanntestes Buch ist die Utopie „1984“, die sich gegen die Diktatur wendet.

„Animal Farm“ ist ebenfalls eine Kritik bestehender Arten der Macht, hier des Kommunismus, jedoch in Form einer Fabel.

Angeregt durch die letzte Rede des sterbenden Ebers „Old Major“, beschließen die Tiere der „Herrenfarm“, in einer Nacht ihren Besitzer zu vertreiben. Motto: „Wer auf zwei Beinen geht, ist ein Feind“. Die Revolte gelingt. Die Schweine, anerkannte Intelligenz der Farm, die jetzt „Farm der Tiere“ heißt, übernehmen die Leitung und Organisation unter dem Leitsatz „Alle Tiere sind gleich“, letztes der sieben Gebote, die verfaßt wurden. In der Aussicht auf ein besseres Leben arbeiten die Tiere mehr als je zuvor. Indessen tragen die Schweine untereinander heftige Machtkämpfe aus, aus denen das Oberschwein „Napoleon“ als Sieger hervorgeht. „Schneeball“, sein Konkurrent, wird vertrieben. Im Namen der Tierzivilisation setzt nun ein maßloser Terror, schlimmer als zu Zeiten der „Herrenfarm“, ein. Schließlich lautet der politische Leitsatz: „Alle Tiere sind gleich, aber einige sind gleicher als die anderen“.

Orwell schrieb die Fabel als eine politische Satire. Es sei jedoch jeder gewarnt, der eine Satire in gewohnter Art erwartet, die amüsant zu lesen ist, über die man trotz ihrer Ernsthaftigkeit lächeln kann. In „Animal Farm“ vergeht einem nach den ersten Seiten, die im übrigen einen herrlichen Spaß zu versprechen scheinen, jegliches Schmunzeln. Die Idee der Satire wird natürlich bis zum Schluß beibehalten, aber sie zeigt so deutlich die Makel dieser Revolution, die sich zum „Machtstaat“ entwickelt, daß aus dem befreienden Lachen ein bitteres wird.

Es wird kein Zufall sein, daß Orwell diese Satire 1949 schrieb. Obwohl „Animal Farm“ hauptsächlich Kritik am Kommunismus übt, drängen sich doch auch immer wieder Parallelen zum Hitlerregime auf; besonders auch in der schrittweisen Entwicklung einiger Geschehnisse. Ein Beispiel läßt sich etwa an dem vertriebenen Schwein „Schneeball“ zeigen. Ausgangspunkt ist der Kampf der Tiere gegen einen Rückeroberungsversuch des Besitzers der Farm und seiner Helfer. „Schneeball“ kämpft in den ersten Reihen und wird dabei verletzt. Er erhält einen Orden für Tapferkeit. Als es jedoch zum Machtkampf mit „Napoleon“ kommt, wird schrittweise „Schneeballs“ Diskriminierung vervollkommen. Seine Rolle wird immer mehr ins Negative gesteigert. Das Ergebnis ist, daß die Tiere schließlich überzeugt sind, „Schneeball“ habe überhaupt den ganzen Überfall geplant. Er wird für alle Fehlschläge auf der Farm verantwortlich gemacht, obwohl vernunftgemäß gar kein Zusammenhang bestehen kann.

Die Enttäuschung der Tiere wird am schärfsten charakterisiert in dem Satz, den Orwell an den Schluß der Satire stellt: „Die Tiere draußen schauten von Schwein zu Mensch und von Mensch zu Schwein, und dann nochmals von Schwein zu Mensch; aber es war bereits unmöglich, zu sagen, wer das Schwein und wer der Mensch war“.

Fischer Taschenbuch 216

Christina Alfaenger, 12a



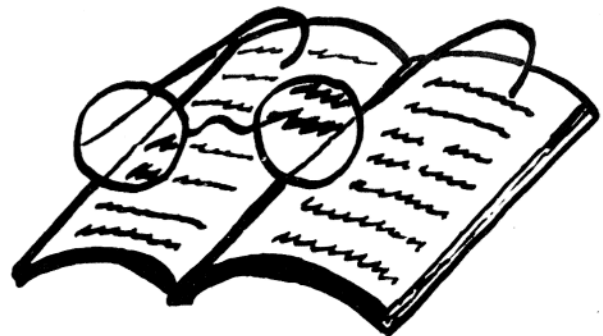
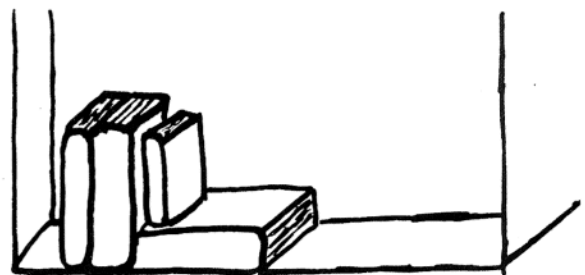
## Horst Scharfenberg, Nautilus 90 Grad Nord

Das Buch handelt vom ersten Atom-Unterseeboot der Welt, „Nautilus“ und ihrer Tauchfahrt unter dem Nordpol.

Erbaut wurde die „Nautilus“ im Jahre 1954 auf der Werft von New London nordwestlich New Yorks. Sie ist 97,5 m lang, hat eine Wasserverdrängung von 3200 to und eine Geschwindigkeit von 25 - 30 Knoten. Ihre Tauchtiefe ist geheim. Ihre Reaktorfüllung beträgt 4 kg Uran für ca. 62 000 sm. Um dieselbe Strecke mit heute üblichem Dieseltreibstoff zu fahren, hätte sie 7 600 000 Liter verbraucht, das ist der Inhalt von 217 Kesselwagen mit je 35 cbm. Sie hat eine Anlage zur Gewinnung von Süßwasser aus Meerwasser an Bord und Geräte, die jede gewünschte Menge Sauerstoff erzeugen. Die Kojen haben Leselampen und Aschenbecher. Die „Nautilus“ hat an Bord Radio, Fernsehen, Musikbox, Tonbandgerät, Kino und Bibliothek.

Bald nach der Indienststellung nimmt die „Nautilus“ an einigen Übungen teil. Nach ihrer Rückkehr, sie hat inzwischen 62 000 sm zurückgelegt, erhält sie eine neue Uranfüllung sowie neue Navigationsinstrumente. Im August 1958 läuft sie dann unter Wasser Richtung Norden aus, taucht in der Beringstraße auf, um mit Radar ihren Standort zu bestimmen und unternimmt Mitte September drei vergebliche Versuche, um unter dem Eis hindurch den Nordpol zu erreichen. Die „Nautilus“ kam dem Pol bis auf 180 sm nahe. Danach fährt sie nach Hawaii, doch im Juli 1958 nimmt sie wieder Kurs Norden. Diesmal hat die „Nautilus“ Glück und stößt unter dem ewigen Eis vor. Sie passiert am 3.8.1958 als erstes Schiff der Welt den Nordpol. Unter dem Pol gibt es für die Besatzung eine kleine Feier, und dann geht es durch die Dänemarkstraße zurück. Im englischen Hafen Portland geht sie für einige Tage vor Anker, bevor sie ihre Heimreise nach New York antritt, wo sie am 25.8.1958 eintrifft. Die Besatzung wird im Triumphzug über den Broadway gefahren, doch das größte Lob kommt aus dem Munde eines Ingenieurs und steht in keiner Zeitung. Dieser Ingenieur erklärt: „In zwei Stunden kann die „Nautilus“ wieder auslaufen und, wenn es sein muß, auch wieder zum Nordpol.“ Zur gleichen Zeit erklärt ein hoher Beamter der Atomschiff-Behörde: „Die „Nautilus“ ist heute schon fast ebenso überholt und veraltet, wie das erste Motorflugzeug vom Jahre 1903. Man wird staunen, was unsere neuen Boote leisten.“

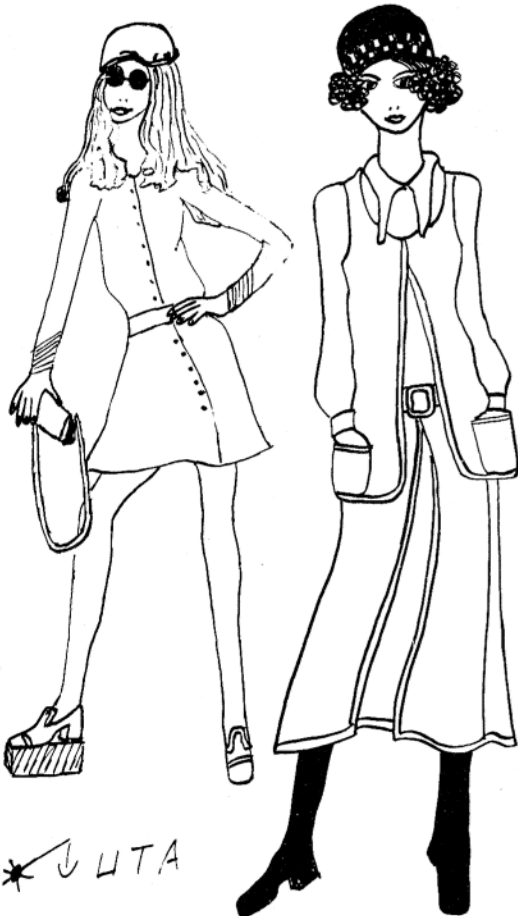
Wolfgang Schürmann, 8c



## Unser Tip

Am 1. Juli wurde in Bremen eine neue Boutique eröffnet, pardon, ein workshop. Die junge Besitzerin Ami lud zu frischer Erdbeertorte und 5-Uhr-TEE in einem ausgebauten, freundlich hell gekalkten Keller Am Wall 184 ein, und zeigte uns zusammen mit einer Verkäuferin die aparten Modelle, die eine Schneiderin für sie anfertigt. Süße Kleider, Röcke, Ensembles und Bikinis hingen dort. Reizende Einfälle waren mit hübschen und guten Stoffen verarbeitet worden, alle im Stil der neuesten französischen und italienischen Mode. Eigenwillige Hosenröcke und elegante Kombinationen für den Sommerabend, ein bequemes Herbstkostüm und Frotteeminiröcke für den Strandbummel, es war alles dort zu finden, vorläufig noch nicht viel Modelle, aber dafür Modelle für jede Gelegenheit. Man kann sich auch ein Kleid nach eigenen Maßen dort nähen lassen, die Preise halten sich in für Schüler erschwinglichen Grenzen. Das war der Hauptgedanke bei der Planung des workshops: wir wollen Mode für Schüler herstellen, jung, flott und preiswert. Das mit Abstand teuerste Stück, was ich gesehen habe, war ein Herbstkostüm aus gutem Wollstoff für 125 DM. Pullis sowie Twinsets kamen aus Italien und Frankreich, hergestellt nach den neuesten Ideen der dortigen Modeschöpfer. Außer Kleidern und Pullovern hält Ami's workshop für jeden Besucher oder Käufer an allen Nachmittagen einen starken 5-Uhr-TEE bereit. Schaut einmal hinein; es lohnt sich bestimmt!

Alexandra Harloff, 12a



## Tut Ihr den kennen?

Heini kommt zum erstmaligen zur Schule. Als er nach Hause kommt, fragt ihn seine Mutter: „Na, war's schön?“ - „Nö, gar nicht.“ - „Wieso denn?“ - „Och, alles Betrug. An der Tür steht erste Klasse, und drinnen sind nur Holzbänke.“  
Wolfram Kaiser

Herr Bimslochner will einen Nagel in die Wand schlagen. Schon nach dem dritten Schlag ist der Nagel krumm. „Fritzchen, hole mir bitte mal die Beißzange aus der Küche.“  
Fritzchen: „Tante Amalia, Papi möchte dich sprechen.“  
Barbara Ruhnan, 7a

„Mutti, darf ich aus der Garage einen Kanister Benzin holen?“ - „Wozu denn?“ - „Unsere Schule brennt!“  
Birgit Dettmer, 8b

Die Klasse macht einen Ausflug in die Gemäldegalerie. „Ach“, schluchzt Heini angesichts eines Bildes, das Christen darstellt, die den Löwen in der Arena zum Fraß vorgeworfen werden. „Ach, ach!“ - „Sei nicht traurig, lieber Heini!“ tröstet ihn die Lehrerin. „Ach“, schluchzt Heini weiter, „da hinten steht so'n armer Löwe, der hat keinen Christen mehr abgekrigelt!“  
Thomas Müller, 6c

Im Kinderzimmer herrscht ein fürchterliches Geschrei. Erschrocken eilt Vati zu den Kindern. „Weshalb weint denn Werner?“ fragt Vati Brigitte. Die drückt erst herum, dann gesteht sie: „Erst hat er die ganze Flasche Tinte ausgetrunken, und nun will er nicht das Löschblatt schlucken.“  
Veronika Alter, 7a

## Es fiel uns nichts anderes ein, als ...

...daß eine „5“ der gescheiterte Versuch eines Lehrers ist, dem Schüler zu einer guten Zensur zu verhelfen?

...daß ein Wadi ein Fluß ist, der nur dann fließt, wenn er Wasser hat?

...daß man den Eiffelturm nur in Paris besichtigen kann?

...daß wir hier sind, um zur Schule zu gehen?

Fritz Bollmeyer, 12a



...sicher  
ein Modell  
von

BRILLEN *Volkersen*

Neue Vahr-Berliner Freiheit 12

Kennen Sie unsichtbare Augengläser?

Anpassung von Kontaktlinsen  
unverbindliche Beratung ...

## Der gute Gedanke

In der Karlstraße wohnt ein kleines Mädchen. Das hat eine Puppe. Oft spielt es mit der Puppe. Eines Tages sollten dort Rohre gelegt werden. Das kleine Mädchen spielte wieder mit der Puppe. Als die Arbeiter Mittagspause machen wollten, gingen sie weg. Nun wollte das kleine Mädchen sich das Loch in der Straße genauer ansehen. Als es an der Kuhle angekommen war, fiel ihr vor Staunen die Puppe aus der Hand und in das Loch. Das kleine Mädchen erschrak nicht schlecht. Da kam der kleine Bruder. Er war erst 5 Jahre alt und sah sich die Bescherung lange an. Nach einer Weile sagte die Schwester: „Was sollen wir nun tun?“ Beide versuchten, die Puppe zu erlangen, doch es fehlte noch ein Stück. Plötzlich lief der kleine Bruder ins Haus, und die Schwester weinte. Doch bald kam der kleine Bruder mit Mutters großer Schere heraus und strahlte. Die Schwester machte große Augen, sagte aber nichts. Der kleine Bruder gabelte so die Puppe aus dem Loch, und beide waren froh, daß sie die Puppe wieder hatten.

Gunter Kempf, 5d

## Ein Regentropfchen erzählt aus seinem Leben

„Haltet euch fest!“ ruft die große Wolkenmutter, denn wieder kommt ein Regentropfchen zum Himmel hinauf. Diesmal ist es das lustige Tröpfchen Platschi. „Ich möchte gerne bei euch wohnen. Auf der Erde gefällt es mir nicht mehr. Die Menschen lassen mich große Dampfschiffe tragen, und meine vielen Brüder sind bei der Wolkenmutter.“ „Komm her, einer kann noch bei uns wohnen“, sagt die Wolkenmutter. Platschi setzt sich neben einen anderen Tropfen. Da kommt ein starker Windstoß. Viele kleine Tröpfchen fallen zur Erde. Auch Platschi kann sich nicht mehr festhalten und fliegt zur Erde. Er ist ganz unglücklich. Aber auf einmal kommt sein alter Freund Pitsch, und sie begrüßen sich herzlich und begeben sich gemeinsam auf die große Reise. Als sie auf der Erde angekommen sind, ruhen sie sich erst einmal aus. „Platschi, ich möchte mal in einen Suppentopf kommen und gekocht werden.“ „Wir werden sehen, was wir für eine Reise machen, Pitsch, hier im Fluß gefällt es mir ganz gut. Jedenfalls müssen wir hier keine Dampfschiffe tragen.“ Auf einmal fließen sie in ein dunkles Rohr. Pitsch bekommt schon richtig Angst. Da wird es wieder hell, und die beiden und viele andere Tröpfchen kommen in ein großes Klärbecken. Hier werden sie gereinigt, Pitsch freut sich, weil er jetzt ja die Aussicht hat, in einen Kochtopf zu kommen. Das geschieht auch, Pitsch und Platschi landen bei der alten Frau Andersen, die heute Bohnensuppe kochen will. Sie tut Bohnen, Speck und Wasser in den Topf. Als sie den Wasserhahn aufdreht, hüpfen Pitsch und Platschi in den Suppentopf, den Frau Andersen gerade aufsetzt. Pitsch und Platschi werden nun erhitzt. Das gefällt ihnen nicht. Sie drücken mit aller Kraft gegen den Deckel. Und, wupp, können sie entwischen. Aus dem offenen Fenster geht es wieder gen Himmel. Christiane Klenke, 5d

## Mein erstes Fußballspiel

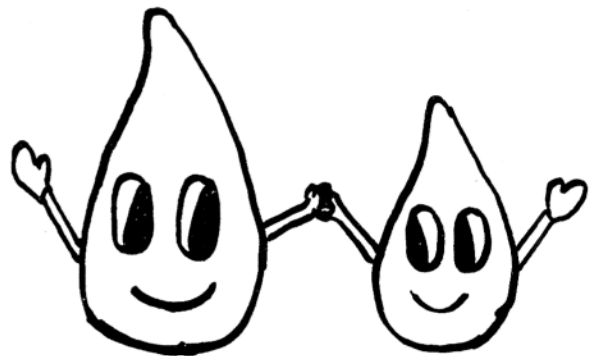
Mein erstes Fußballspiel werde ich wie jeder Fußballer natürlich nicht vergessen. Am Anfang war ich in der Jugendmannschaft des 1. FC Abseits als Mittelstürmer. Mein erstes Spiel war gegen VfB Bandscheibenschoner. Gleich am Anfang ist mir einer mit seinen Twiststämpfern auf meine Modellfüße gesprungen, daß ich meinte, ein Elefant hätte mich getreten. Da hat mich der Schiedsrichter verwarnet wegen unsportlicher Ausdrucksweise. Als er anpiff, bin ich losgegangen wie eine Rakete. Gleich an der Mittellinie hab ich zwei umgerannt, das war aber nicht schlimm. Am Sechzehnmeterraum habe ich dann den Schiedsrichter vorschriftsmäßig aufs Kreuz gelegt. Plötzlich sah ich den Ball, rase los, hau einen Bombenschuß drauf; alles hat Tor gebrüllt, nur meine Freunde waren sauer. Ich muß die Tore verwechselt haben. In der Menge wurde vor Begeisterung viel Bier getrunken. Da kam wieder ein Ball auf mich zu, wieder eine Torgelegenheit. Ich haue natürlich wieder 'nen tollen Schuß drauf, aber unglücklicherweise in die Menge. Außerdem hab ich noch einen Betrunkenen getroffen. Ich schreie: „Mensch, war's schlimm?“ - „Nee, hick, hätte sowieso nicht mehr länger stehen können!“

In der zweiten Halbzeit kommt von rechts ein Eckball rein, drei Verteidiger haben draufgehauen, und ich habe geköpft. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in der Verkehrsunfallabteilung vom Krankenhaus. Da habe ich gerade noch gehört, daß der Oberarzt zur Schwester sagte: „Gehirnerschütterung hat er keine, denn wonichts ist, kann auch nichts erschüttert werden.“

Als ich dann nach zwei Monaten meinen Gesichtverband verlassen habe, denke ich: Jetzt gehst du zur Bundesliga.

Beim ersten Verein habe ich während eines Probespiels dreimal statt des Balles einen Spieler getreten. Da hat der Trainer gesagt: „Prima, prima!“ Bei meinem letzten Spiel hat er mich in der Halbzeit gelobt: „Ihr seid alle Rindviecher, aber der Wöhler ist das größte!“

Norbert Wöhler, 6c



In der Neuen Vahr:  
Eure Buchhandlung vis-à-vis:

**BÜCHER - BÖRSE**

Berliner Freiheit 1D • Telefon 461518

Wir beraten Euch gern und freuen uns auf Euren Besuch!

# Ein Ferientag in Kaprun

# AUS DEN

In unserem Urlaub waren wir in Tirol. Eines Tages überraschte uns mein Vater damit, daßer uns das größte Stauwerk in Österreich, Kaprun, zeigen wollte.

Wir fuhren mit dem Wagen weit in das Kaprunertal hinein, bis wir an der untersten Station waren. Es war ein schöner Tag, und viele Leute waren unterwegs. Deshalb sollten wir lange auf den Bus zur Mittelstation warten. Während wir uns noch darüber unterhielten, war unser Vati plötzlich verschwunden. Als wir ihn suchten, kam er auf einmal mit einer geheimnisvollen Miene auf uns zu und sagte: „Wir warten nicht auf den Bus, sondern werden durch den Berg gehen!“ Ich dachte, das sei einer der bekannten Witze von meinem Vater und er wolle uns anführen.

Vati ging auf eine eiserne Tür zu, machte sie auf, und wir gingen hinein. Da war tatsächlich ein langer Tunnel in den Felsen gehauen. An den Wänden tropfte Wasser herunter und es war sehr kalt. Wir gingen eine ganze Weile und hörten über uns ein Rauschen. Vati sagte, daß das ein im Berg fließender Bach sei. Da bin ich aber ganz schnell darunter weggegangen. Es war sehr unheimlich. Am Ende des Stollens erwartete uns eine neue Überraschung: mit einer Bahngänge schräg nach oben durch den ganzen Berg, bis wir wieder ins Freie kamen, und da war schon die Mittelstation mit dem Kraftwerk. Dort haben wir große Maschinen gesehen. Nun ging es mit dem Bus weiter bis an den obersten Stausee.

Der Weg führte in Serpentina und durch viele Tunnel an der steilen Felswand entlang. Oben am Stausee konnten wir auf dem Staudamm entlang gehen und sahen vor uns die Gletscher des Großglockner. Auf der anderen Seite schauten wir in das Tal hinunter auf die zwei unteren Stauseen.

Jetzt konnten wir erst sehen, wie hoch wir waren, da sich einige Wolken unter uns befanden. Ich konnte es gar nicht glauben, daß das Stauwerk so groß und so hoch oben in den Bergen gebaut worden ist.

Vati sagte uns noch, daß durch das Wasser die Maschinen angetrieben würden und dadurch halb Österreich mit Strom versorgt wird. Es war für mich doch ein aufregendes Erlebnis.

Sabine Söhner, 7b

## Im Silberberg-Bergwerk

An einem unserer verregneten Urlaubstage besichtigten wir ein stillgelegtes Bergwerk. Das Bergwerk liegt ziemlich hoch auf einem erloschenen Vulkan. Der steile Weg hinauf ist sehr beschwerlich, da viele Baumwurzeln und Felsbrocken im Wege liegen. Aber schließlich gelangten wir doch ohne einmal hingefallen zu sein an unser Ziel. Einen besonderen Ausblick hatten wir nicht. Wir, das sind übrigens meine Eltern und ich. Wir bekamen jeder einen Sturzhelm auf und einen Mantel über. Ich soll urkomisch ausgesehen haben, da der grellgelbe Helm ebenso groß gewesen sein soll wie der viel zu große pechschwarze Mantel. Aber schließlich konnte es losgehen. Ohne den Führer waren wir eine Gruppe von zehn Leuten. Die Eingänge waren von Toren verschlossen. Drinnen wurde es angenehm kalt und dunkel. Nur kleine Lampen an der Decke spendeten wenig Licht. Was andauernd knallte, waren die Köpfe oder besser gesagt die Helme, mit denen wir gegen die niedrige Decke stießen. Der Führer begann zu erzählen: Das Silberberg-Bergwerk bestehe seit dem 14. Jahrhundert. Es solle auch Silber und Gold gewonnen worden sein. Früher war es viel schwieriger abzuschlagen, da es noch keine Preßluft gab. Früher soll das folgendermaßen geschehen sein: Es wurde Feuer gezündet, so daß die Steine glühten, und dann wurde kaltes Wasser über die Steine und das Feuer gegossen. Davon sprang das Gestein, und schließlich konnte man abschlagen. Später erst konnte es mit Dynamit und Maschinen gemacht werden. Mit einem Hammer kann man dort nichts verrichten. Wir sahen auch die Hunten oder auch Loren genannt. Wir mußten auf den Schienen gehen, da sonst kein Platz war. Oft stiegen wir Treppen hinauf und hinunter. Aber schließlich wurde es heller, und wir sahen die Tore, die ans Tageslicht führten. Mir taten die Augen weh. Aber als Andenken, weil es so schön war, kauften wir uns so einen Hunt in Miniausgabe.

Christa Langer, 7a

## Ein Gewitter auf See

In den Sommerferien waren meine Eltern, mein Bruder und ich in Seehausen am Staffelsee. Am 2. August ruderten wir nachmittags auf dem See. Plötzlich zog ein Gewitter auf, und ein langgezogener Sirenton gab Sturmwarnung, d. h. daß alle Boote, die auf See waren, das nächste Ufer anlaufen mußten. Auf dem Staffelsee sind drei Inseln. Wir ruderten zur Camping-Insel Buchau. Eine Weile warteten wir. Dann kam eine Frau und sagte uns, daß wir in fünf Minuten am Festland sein könnten. Wir ließen uns überreden und ruderten los in Richtung Badeanstalt. Als wir noch fünfzig Meter zu rudern hatten, brach der Sturm los und es goß in Strömen. Wir kamen deswegen nur sehr langsam voran. Der Sturm hielt uns immer wieder zurück. Zwei Bademeister kamen angelaufen und wollten uns helfen. Es waren nur noch wenige Meter bis zum Ufer. Mein Bruder gab einem Bademeister eine Leine, die vorne am Boot befestigt war. Der Bademeister befestigte die Leine an der Treppe am Steg. Kaum waren wir aus dem Boot an Land, ging neben dem Boot ein Blitz ins Wasser. Es war für uns ein aufregendes Erlebnis.

## Angelfahrt mit der „Trille“

In diesen Sommerferien fuhr ich mit meinen Eltern nach Dänemark, wo wir uns am Horsensfjord ein Sommerhaus gemietet hatten. Bei einem Einkaufsbummel durch Juleminde entdeckte ich an einer Schaufensterscheibe diesen Hinweis: „Wir laden ein zur Anglerfahrt auf der „Trille“! Abfahrt: Sonntag, 14 Uhr; Rückkehr gegen 16 Uhr; Preis: Erwachsene - 12 dkr, Kinder - 6 dkr.“ Das war etwas für mich! Sofort machte ich meine Eltern auf diese Mitteilung aufmerksam und bat sie, an dieser Fahrt teilnehmen zu dürfen. Meine Mutter schien davon auch recht begeistert zu sein. So beschlossen wir, unser Anglerglück auf der „Trille“ zu versuchen. Mein Vater war bereit, meine kleine Schwester zu betreuen. Den Freitag und Sonnabend verbrachte ich mit Vorbereitungen. Bei unseren dänischen Bekannten besorgte ich mir die Anglerausrüstung. Die Blinker putzte und polierte ich blitzblank. In Gedanken sah ich schon einen großen Dorsch daran zappeln. Immer wieder prüfte ich alles, aber die Zeit verging viel zu langsam. Endlich war es soweit! Mein Vater brachte uns zum Hafen. Das Wetter war herrlich, und das Meer lag ruhig vor uns. Mit unseren Angeln bestiegen wir den alten Fischkutter, der bald ablegte. Wohl dreißig Leute waren an Bord. Als wir uns weit genug von der Küste entfernt hatten, stoppte plötzlich das Schiff. Wir sahen, wie sich die anderen an ihren Angeln zu schaffen machten und sie auswarfen. Nun wurde es ganz still. Alle starrten gespannt auf das Wasser und warteten. Plötzlich zuckte es an meiner Angel. Langsam rollte ich das Band auf. Die Rute bog sich. Was mochte es für ein Fisch sein? - Da tauchte er zappelnd auf. Der Mann neben mir gab mir einen Kescher. Ich holte einen recht großen Dorsch an Bord. Nun löste ich den Fisch vom Haken und warf die Angel wieder aus, aber ich fing nichts mehr. Den anderen Anglern schien es ebenso zu gehen. Da gab der Kapitän das Signal zur Weiterfahrt. Nach zehn Minuten stoppte er wieder das Schiff, und alle warfen erneut ihre Angeln aus. Kurze Zeit darauf zuckte es so heftig an meiner Angel, daß ich sie beinahe fallengelassen hätte. Ich begann, sehr langsam und vorsichtig das Band einzuholen, aber die Angelrute bog sich immer stärker. Die Angler neben mir wurden auf mich aufmerksam und schauten gespannt zu. Es mußte ein Riesendorsch angebissen haben. Als sich die Rolle nicht mehr drehen wollte, versuchte meine Mutter, die Angelschnur hochzuziehen, doch da riß sie ab. Ich beugte mich über die Reling, als wollte ich meinem Riesenfisch nachschauen. Doch er zog mit Haken und Blinker davon. Ich fing noch ein paar kleinere Dorsche, aber ich mußte immerzu an meinen großen Fisch denken, den ich beinahe gefangen hätte.

Matthias Tamm, 6c

# FERIEN

## Das unfreiwillige Bad

Dieses Jahr verbrachte ich mit meinen Eltern die Ferien in Österreich am Weißensee. Ich hatte dort viele Abwechslungen, aber ein Erlebnis war so lustig, daß wir noch heute darüber Tränen lachen, wenn wir daran denken.

An diesem Tag war es sehr regnerisch und kalt. Alle Gäste saßen in einem kleinen warmen Stübchen, nur einer nicht, und das war ein begeisterter Angler, der seine Angeln bei Sonne und Regen ins Wasser warf. Sosaßer auch heute unter einem großen Sonnenschirm, den er sich als Regenschutz aufgespannt hatte, und wartete darauf, daß ein Fisch anbeißen würde. Darüber vergingen Stunden. Endlich aber bog sich die Angel, und ein dicker Fisch hing tatsächlich am Angelhaken. Schnell eilten alle Gäste zum Steg. Am aufgeregtesten aber war der Wirt. Er wollte dem Angler helfen, denn allein war es diesem unmöglich, den Fisch aus dem Wasser zu ziehen. Er holte einen Kahn, nahm einen Kescher mit und bat einen Gast, das Ruder zu übernehmen. Der kleine Kahnschaukelte sehr, aber nach einer kurzen Zeit hatte der Wirt den Fisch wirklich mit dem Kescher aus dem Wasser geholt. Was war das für ein Riesenfisch! Alle staunten und vergaßen darüber den Regen. Der Angler hatte einen schön gezeichneten Schuppenkarpfen von 11 Pfund gefangen. Der Fisch wurde betäubt und dann getötet.

Nun gingen alle Gäste zurück ins warme Stübchen. Kaum aber war man wieder so richtig warm geworden, da kam ein kleines Mädchen ins Zimmer gestürzt und erzählte, daß der Angler schon wieder einen Fisch an der Angel hätte. Ungläubig eilten alle wieder zum Steg. Tatsächlich - es hatte schon wieder ein dicker Fisch angebissen. Aufgeregter als vorher traten der Wirt und der Ruderer, der die Regenmütze seines kleinen Sohnes aus Spaß aufgesetzt hatte, in Aktion. Sie fuhren auf den See, und das Boot schwankte ziemlich doll. Der Wirt stand aufrecht im Kahn und versuchte wiederum, den Fisch mit dem Kescher zu fangen. Und plötzlich ein Plumps - eine ungeschickte Bewegung hatte den kühnen Fischfänger kopfüber ins Wasser stürzen lassen. Nur seinen Strohhut sah man wie ein Schiffchen auf dem Wasser schwimmen. Der Sturz hatte den Schlamm aufgewühlt, und von dem Fisch war im Moment nichts mehr zu sehen. Auf einmal tauchte ein Männerkopf wie Neptun aus dem Wasser auf. Er griff nach seinem Hut und setzte ihn mit Wasser gefüllt auf. „Neptun“ hatte hier gerade noch Grund. Die Gäste lachten Tränen über diesen komischen Zwischenfall, der Angler selbst konnte vor Lachen kaum noch die Angel festhalten. Aber der Inwassergefallene besann sich nicht lange und holte voller Wut den Fisch, der noch fest an der Angel hing, mit dem Kescher aus dem Wasser. Die Menge jubelte. Es war diesmal ein dicker 14 Pfund schwerer Spiegelkarpfen. Das war die zweite Sensation!

Nun mußte der Wirt sich schnell warme Sachen anziehen und einen heißen Grog trinken. Nach dem Ereignis erfuhren wir von seiner Frau, daß er noch nicht einmal schwimmen konnte. Das hätte leicht ins Auge gehen können!

Zum Abendbrot aber waren alle Pensionsgäste zum Festessen eingeladen. Die Wirtin hatte die Fische köstlich zubereitet, und es wurde noch ein sehr fröhlicher Abend.

Kerstin Böhm, 7b

## Besuch in Fischerhude

In den Ferien wanderten meine Freunde und ich nach Fischerhude, um Vögel zu beobachten. Ich sah in Höpkens Ruh einen Kleiber den Baum hinaufklettern. Als wir auf dem Weg zum Hexenberger Gasthof waren, entdeckten Horst und ich Klebitze, Uferschnepfen, Feldlerchen und Rohrsänger.

Nach einer kurzen Rast gingen wir durch den Hexenberger Wald in das Dorf Fischerhude. Dort sahen wir ein leeres Storchennest auf einem Dach. Später haben wir noch ein Storchennest entdeckt.

Fischerhude ist ein eigenartiges Dorf. Hier halten alle Bauern zusammen, was es in anderen Dörfern nicht mehr gibt. Die Kirchenmauer ist aus Grabsteinen zusammengesetzt, und die Kirchturmspitze wurde vergoldet. Das erste Haus, das in Fischerhude gebaut wurde, war 1641 fertig.

Wir kamen noch an einem alten Stall vorbei, bei dem die

Wand aus Stroh und Lehm errichtet war. Es stehen zwei alte Eichen in Fischerhude, die schon 700 Jahre alt sind. Die Badeanstalt der Fischerhuder ist ein Teil der Wümme, in der ich auch gebadet habe.

In Fischerhude hat es mir sehr gefallen. An einem schönen Tag fahre ich wohl noch einmal dorthin. Aber trotzdem möchte ich nicht in dem Dorf wohnen. Es ist bestimmt nicht so viel los wie in der Neuen Vahr. Ralf-Peter Bredow, 7c

## Barfuß durch Venedig

Auf unserer Ferienfahrt nach Jugoslawien machten wir einen Abstecher nach Venedig. Im strömenden Regen kamen wir abends dort an. Mein Vater stellte unser Auto in einer Hochgarage am Anfang der Stadt ab. Durch die Hotelvermittlung bekamen wir eine Unterkunft nahe am Markusplatz. Da es so regnete, zogen wir uns unsere Schuhe aus, liefen durch die Pfützen zum Bootsanlegesteg und stiegen in ein Linienboot ein. Wir fuhren an vielen alten Häusern vorbei, die direkt im Wasser standen. Jedes dieser Häuser hatte einen eigenen Anlegesteg und ein kleines Boot. Durch den Canale Grande gelangten wir zur Haltestelle Piazza San Marco. Dort stiegen wir aus und suchten unser Hotel auf.

Am nächsten Morgen sahen wir uns den Markusplatz näher an. Mir fiel gleich auf, daß hier sehr viele Tauben waren, die sich sofort auf meine Schultern setzten, als ich Futter in meinen Händen hielt. Danach besuchten wir den Markusdom. Anschließend machten wir einen Spaziergang durch Venedig. Dabei mußten wir zahlreiche Brücken überqueren und kamen an unzähligen Gondeln vorbei. Meistens waren die Straßen so eng, daß kaum drei Menschen nebeneinander gehen konnten. In diesen Gassen fand man größtenteils kleine Läden. Als wir an einer Uhr vorbeikamen, zeigte sie bereits halb zehn. Nach meiner aber war es erst halb neun. Mein Vater erklärte mir, daß im Sommer in Venedig die Zeit eine Stunde vorgerückt wird, und im Winter wird sie eine Stunde zurückgestellt.

Es war nun Zeit (nach meiner Uhr) geworden, wieder weiterzufahren. Wir holten unsere Koffer aus dem Hotel, fuhren wieder mit einem Linienschiff zur Hochgarage, holten unser Auto, und es ging weiter. Wir haben es nicht bereut, uns Venedig einmal anzusehen. Ilka Nadler, 7b

## Die Burg des Grauens

Amerikaner sind mutig, jedenfalls wenn es um Gespenster geht. Kommt also eines Tages Joe Brown aus Chicago nach Europa. Er will dort in einem Schloß übernachten, denn in Amerika gibt es so etwas nicht. Obwohl die Leute sich Schlimmes über das Schloß erzählen, geht Joe den Schreckensberg hinauf bis an das Tor der Burg. Er klopft an und ruft: „Hallo, ist jemand zu Hause?“ Da kreischt es in den Angeln und das schwere Bugtor öffnet sich quietschend. Eine alte, faltige Gestalt steht vor ihm. „Tretet näher“, brummt die Gestalt, „der Graf erwartet Euch“. Joe geht den angewiesenen Weg. Immer dunkler wird es. Überall ist ein Modergeruch. Joe tastet sich weiter vorwärts. Da prallt er an eine Tür. Er ertastet den Griff, holt tief Luft und tritt ein.

„Aaaaaah!!!!“ Joe wußte nicht, wie ihm geschah. Er fiel, fiel in einen tiefen Abgrund. Ihm wird schwarz vor den Augen.

Als er wieder aufwacht, ist es hell. Er sieht sich um und erstarrt. Links und rechts von ihm sind Spinnen, Käfer und Reptilien jeder Art. Er drängt sich in die Ecke des Raumes, schlägt wild um sich, aber für jede getötete Spinne kommen 10 neue zur Beerdigung. Er schaut nach oben, um zu beten, da sieht er sieben Skelette, die über den Rand schauen. „W.w.wer seid Ihr“, ruft er ängstlich, „wobin ich?“ „Wir sind die Untertanen von Muskula, dem König der Geister, und du wirst sterben“, ruft ein Skelett und wirft einen Speer nach Joe. Alle anderen Knochenmänner werfen ebenfalls ihre Lanzen auf Joe. Er versucht zu flüchten, aber die Tiere quälen ihn. Dann kommen die Vogelspinnen. Sie beißen sich an Joe's Körper fest. Er fällt, und da - ein Knochenmann wirft seine Lanze, andere Speere folgen. Joe ist wie ein menschlicher Igel. Überall sind Blutlachen zu sehen. Joe will endlich sterben, aber es ist wie ein Zauber, er kann nicht. Die Spinnen saugen sein Blut. Dann versinkt er bei lebendigem Leibe in der Erde, und wenn er nicht zerbrochen ist, so lebt er noch heute als Muskulas Untertan. Nils Roese, 8c

**BREMEN**

225 JAHRE  
BREMENS  
TAGESZEITUNG

**Bremer Nachrichten**

**Schicke Schuhe - immer preiswert - große Auswahl**

Schuh + Tasche  
passend  
zueinander  
von  
**gabor**

**gaby set**

mode

party

SALAMANDER-SCHUHHAUS  
**Bockstiegel**  
NEUE VAHR

Berliner Freiheit 11